

akzente

für Theologie und Dienst

Thema

Was geht uns Israel an? Erwählung und Zeugnis

› **Referate**

**Bleibende Erwählung, christliches Zeugnis
(Judenmission) und messianische Juden**

Robert Lau

**Antijüdische Klischees in der
christlichen Predigt?**

Guido Baltes

**Jesus irritiert und fasziniert
Heiden wie Juden
– damals wie heute**

Rainer Riesner

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift der RGAV-
Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.

Vorsitzender	Dietmar Kamlah, Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen Telefon: 07150 / 20 92 72, E-Mail: kamlah@rgav.de
Geschäftsführer	Johannes Ott, Schonhoverstraße 5, 90409 Nürnberg Telefon (dienstlich) 0911 / 55 26 59, Mobil: 0176 / 83 07 03 23 E-Mail: ott@rgav.de
Bezugspreis	von 17,- € einschließlich Versand ist im Mitgliedsbeitrag enthalten
Bankverbindung	BIC der Evangelischen Bank Kassel: GENODEF1EK1 IBAN Haupt- und Spendenkonto: DE90520604100000416649 IBAN Beitragskonto: DE18520604100008024588
Bestellungen und Adressänderungen	bitte an die Geschäftsstelle in Nürnberg richten.
Internet	www.rgav.de
Redaktionsleitung	Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern Tel: 06343-931630, email: reumann@rgav.de
Referate	Dietmar Kamlah, Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen
Bibelarbeiten und Bücher	Robert Lau, An der Petrikirche 7, 38239 Beddingen
Buchbesprechung	Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Kontakt zu Autoren	Gerd Wendrock, Gartenweg 4, 09618 Brand-Erbisdorf Theo Schneider, Collegienstraße 74, 06886 Lutherstadt Wittenberg Karl-Heinz Schlittenhardt, Lindenstraße 12, 75210 Keltern (Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider)
Weitere Mitarbeiter an diesem Heft	Guido Baltes, MBS Bibelseminar, Schwanallee 57, 35037 Marburg Rainer Riesner, Amselweg 18, 72810 Gomaringen
Verlag	Selbstverlag
Druck und Versand	Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG, Inh. Lars Gröer

Inhalt

› Wort des Vorsitzenden	104
i.A. Christoph Reumann	
› Referate	
Bleibende Erwählung, christliches Zeugnis	106
(Judenmission) und messianische Juden	
<i>Robert Lau</i>	
Antijüdische Klischees in der christlichen Predigt?	116
<i>Guido Baltes</i>	
Jesus irritiert und fasziniert.....	129
Heiden wie Juden – damals wie heute –	
<i>Rainer Riesner</i>	
› Buchrezension	133
Messias Jesus:	
Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung	
<i>Rainer Riesner</i>	
› Aus der Geschäftsstelle	134
<i>Johannes Ott</i>	

Wort des Redaktionsleiters

Heute melde ich mich als Redaktionsleiter im Vorwort. Unser Vorsitzender Dietmar Kamlah ist nach einer längeren Krankheitszeit noch nicht wieder gesund geschrieben. Es geht ihm inzwischen wieder besser und er wird bald wieder seine Aufgaben wahrnehmen können. Aber deshalb bin ich heute dran, das Vorwort zu schreiben.

Zunächst einmal einen herzlichen Dank an alle, die uns in Folge der letzten Akzente-Ausgabe geschrieben haben. Wir freuen uns immer, wenn unsere Artikel gelesen werden und zum Nachdenken und Reagieren anregen. Das letzte Heft zum Thema „Zwei-Reiche-Lehre“ hat einige Reaktionen hervorgerufen. Es gab auf der einen Seite heftige Kritik und auf der anderen Seite auch sehr deutliche Zustimmung. Wir scheinen einen wichtigen Nerv getroffen zu haben. Es ist uns wichtig, darauf zu reagieren. Wegen der Sommerzeit und einiger Krankheitsfälle konnten sich der Redaktionskreis und der Vorstand jetzt Anfang September treffen, um über die Reaktionen zu sprechen. Wir haben beschlossen, uns in einer der nächsten Akzente-Ausgaben mit dem spannenden Thema „Kirche und Staat“ auseinandersetzen. Da gibt es verschiedene Ansätze: Luthers Zwei-Reiche-Lehre, Bonhoeffers Mandaten-Lehre und Karl Barths „Christusgemeinde – Bürgergemeinde“. Dazu fragen wir zurzeit geeignete Referenten an und freuen uns auf diese Thematik.

Und nun zu dieser Akzente-Ausgabe mit dem spannenden Thema **„Was geht uns Israel an? Erwählung und Zeugnis“**.

Im Mai diesen Jahres fand die Gnadauer Theologische Werkstatt online statt. Viele haben sich dazugeschaltet und die spannenden Vorträge verfolgt und sich an den Gesprächen beteiligt. Zwei dieser Vorträge finden Sie in dieser Ausgabe:

Unser Redakteur Robert Lau hat in seinem Vortrag *„Bleibende Erwählung, christliches Zeugnis (Judenmission) und messianische Juden“* das spannende und angespannte Verhältnis von Christen, Kirchen und messianischen Juden aufgezeigt. Gerade hier in Deutschland sind die gegenseitigen Beziehungen nicht immer wertfrei, doch ist es wichtig, hier zu sehen, wie Gott sich seine Gemeinde „aus Juden und Heiden“ vorstellt.

Dr. Guido Baltès wirft in seinem Vortrag *„Antijüdische Klischees in der christlichen Predigt“* einen Blick auf unsere Predigtpraxis. Oftmals durch Unkenntnis schleichen sich Klischees in die Predigt hinein, die sich beim näheren Hinblick als antijüdisch entpuppen. Da gilt es, bewusst seine Wahrnehmungen und seine Äußerungen in der Predigt in den Blick zu nehmen und sich mit vielen neueren Erkenntnissen von dem Judentum aus der Zeit Jesu vertraut zu machen.

Für den dritten Artikel konnten wir Dr. Rainer Riesner gewinnen, der uns zum Thema *„Jesus irritiert und fasziniert Heiden wie Juden – damals wie heute“* wichtige Impulse geschrieben hat. Zusätzlich habe ich das neue und sehr empfehlenswerte Buch von ihm rezensiert: *„Messias Jesus – Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung“*.

Sie merken: auch dieses Heft ist wieder sehr gefüllt und lädt dazu ein, fröhlich gelesen und beachtet zu werden.

Mit herzlichen Grüßen, auch von Dietmar Kamlah,

Euer Christoph Reumann



Christoph Reumann
Redaktionsleiter

Wechsel im Layout:

Viele Jahre hat uns Caren Schneider das Layout gemacht. Auch die Umgestaltung zu unserem aktuellen Heft hat sie mitverantwortet und umgesetzt. Nun geht sie beruflich neue Wege und hat nicht mehr die Zeit dafür, unser Heft weiter zu layouten. Wir sagen vielen Dank und wünschen Gottes Segen auf ihrem weiteren Lebensweg.

Nun übernimmt Carsten Klaus das Layout. Herzlichen Dank dir und ein frohes Hineinfinden in diese Aufgabe. Gottes Segen auch dir.

Christoph Reumann
Redaktionsleiter

Bleibende Erwählung, christliches Zeugnis (Judenmission) und messianische Juden¹

Robert Lau

Die Worte „Judenmission“ oder „messianische Juden“, aber eben auch die Rede von der bleibenden Erwählung Israels provozieren im besten Fall leidenschaftliche Diskussionen. Aber eben nicht selten auch Unverständnis, Kopfschütteln, Abgrenzungen oder Verwerfungen. Warum ist das so? Ganz sicher, weil diese Begriffe durch eine leidvolle Geschichte zu Reizbegriffen geworden sind. Womöglich auch, weil diese Worte zentral etwas mit jüdischer und christlicher Identität zu tun haben - und eben auch damit, dass Identitäten in Frage gestellt werden.

Die damit verbundenen Fragestellungen haben eine lange Geschichte. Diese Geschichte ist oft eine Geschichte des Ausblendens und des Wegguckens. Ich erhoffe mir für unsere gemeinsame Zeit ein waches und intensives Hingucken.

Wir beginnen mit einem Blick auf das messianische Judentum.

Messianische Juden glauben, dass Jesus der Messias Israels ist und geben ihren Glauben auch an andere Juden weiter.

Für manche mag das ganz natürlich und selbstverständlich klingen. Waren nicht die Autoren des Neuen Testaments – außer möglicherweise Lukas – genau solche Juden? Auch die meisten Akteure, die uns im zweiten Teil der Bibel begegnen, waren an Jesus gläubige Juden: die zwölf Apos-

tel, Stephanus, Philippus, Barnabas, sowie Timotheus, um nur einige zu nennen. Sie haben den Auftrag zur Mission von ihrem Herrn empfangen und in großer Treue und unter vielen Entbehnungen ausgeführt. Wir Heidenchristen verdanken das Evangelium – geschichtlich gesehen – den jüdischen Bekennern des jüdischen Messias.

Was läge da näher, als die Kirche aus Juden und Heiden zu leben, weil der EINE Hirte von der EINEN Herde nicht zu trennen ist? Denn in Johannes 10,16 lesen wir: *„Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stall; auch sie muss ich führen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirte werden.“* In der Auslegung ist dieser Vers dahingehend unumstritten, dass „dieser Stall“ sich auf Israel bezieht und die „anderen Schafe“ auf die Heidenchristen².

Betont wird dann von der einen Herde/Kirche gesprochen. Wenn Jesus sagt, dass er beide führen „muss“, dann wird klar, dass es sich bei der Einheit von Juden und Heiden in der Kirche nicht um eine Beliebigkeit handelt. Somit ist auch die Ausgrenzung von Juden aus der Kirche alles andere als harmlos.

Sie ist aber nach wie vor Realität innerhalb der EKD.

Mit messianischen Juden findet von Seiten der EKD kein offizieller Dialog³ statt

– anders als z.B. mit dem Islam, dem Dalai Lama oder dem Judentum, das nicht an Jesus Christus glaubt. Kirchliche Räume werden von der Kirche, die sonst niemanden ausgrenzen will, nicht an messianische Juden vergeben. Auf dem Markt der (fast unbegrenzten) Möglichkeiten auf Kirchentagen sind sie nicht erwünscht. Ein messianischer Jude erzählte mir, dass er des Öfteren als Referent im kirchlichen Raum wieder eingeladen wird. Für jemanden, der die geschichtlichen Gründe für diese Situation nicht kennt, muss die Praxis der Kirche absurd klingen. Juden, sofern sie nicht an Jesus glauben, sind willkommene Gesprächspartner. Sobald sich ein Jude zu Jesus Christus bekennt, wird er kirchlich gemieden.

Wie ist es zu solcher Haltung gekommen und wie wird sie begründet?

Die EKD hat im Jahr 2017 eine Positionsbestimmung mit dem Titel ‚Judenchristen - jüdische Christen - „messianische Juden“‘ heraus gegeben⁴. Als Fortschritt dieses Papiers ist festzuhalten, dass der Dialog mit jüdisch messianischen Gruppen nicht ausgeschlossen wird und dass ihre Anerkennung als Teil der Kirche für möglich gehalten wird.

Gleich im Titel fällt allerdings auf, dass „messianische Juden“ in Anführungszeichen gesetzt sind. Darin bekundet sich eine Distanz zur Selbstbezeichnung von messianischen Juden. Folgende Beschreibung wird dann für messianische Juden gegeben: „*Es handelt sich um Juden, die an Jesus als den Messias glauben und dazu an ihrer jüdischen Identität festhalten.*“⁵ Ist das ein Problem? Für die Autoren des Papiers offenbar schon. Denn später ist folgendes zu lesen:

„Die „messianischen Juden“, die sich mit den jüdischen Christusgläubigen des 1. Jahrhunderts vergleichen und in deren historischer Kontinuität stehen wollen, glauben an Jesus von Nazareth (hebräisch „Jeschua“), den sie als Messias Israels, Sohn Gottes und Erlöser der Welt bekennen. Damit geraten sie in Widerspruch zu dem überkommenen „Konsens“ zwischen Christen und Juden, dass Juden, die zum Glauben an Jesus kommen und sich taufen lassen, aufhören Juden zu sein und stattdessen Christen werden.“⁶

Es lohnt sich, diese Sätze genauer zu betrachten!

1. Während „messianische Juden“ in Anführungszeichen gesetzt sind, wird dies bei den jüdischen Christusgläubigen des ersten Jahrhunderts nicht getan. Das hat seinen einfachen Grund darin, dass wir in der wissenschaftlichen Theologie den Konsens haben, dass die jüdischen Gläubigen, die wir aus dem NT kennen, selbstverständlich Juden geblieben sind. Das lässt sich auch schlecht bestreiten. Sagt Paulus etwa: Ich war ein Israelit aus dem Geschlecht Abrahams, aus dem Stamm Benjamin? Niemals. Er sagt: „Ich bin ein Israelit.“ (Röm 11,1) Es wäre auch absurd, wenn es anders wäre. Wie kann der Glaube an den jüdischen Messias, jüdische Identität negieren? An dieser Stelle gibt es also keinen Dissens.

2. Der Dissens beginnt da, wo sich heutige christusgläubige Juden die Juden des NT zum Vorbild nehmen und damit ihre jüdische Identität nicht verleugnen. Denn „*damit geraten sie in Widerspruch zu dem überkommenen Konsens zwischen Christen und Juden, dass Juden, die zum Glauben an Jesus kommen und sich taufen lassen, aufhören Juden zu sein und stattdessen Christen werden.*“ Was ist das für ein „Kon-

sens“? Dieser Konsens lässt sich - wie gesagt - nicht aus dem NT ableiten. Er ist ein nachbiblisches Phänomen.

Dieser „Konsens“ hat in der späteren Kirche seinen Anfang genommen⁷. Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert kam die sogenannte Substitutionslehre oder Enterbungslehre auf. Sie besagt, dass die Juden von allen Verheißungen und Bündnissen, die Israel gegeben sind, enterbt wurden. Die Juden seien durch die Ablehnung der Sendung Jesu zu einem Volk wie jedes andere geworden. Israel habe keine heilsgeschichtliche Sonderrolle mehr.

Was für eine fatale Schlussfolgerung! Wie so ganz anders urteilt Paulus, der in diesem Zusammenhang fragt: „*Sollte ihre Untreue Gottes Treue aufheben?*“ (Röm 3,3)

In Bezug auf unser Thema bedeutet diese Lehre folgendes: Weil die Juden als Gottesvolk keine Bedeutung mehr haben, wäre es anachronistisch, wenn Juden, die Christen werden, noch an der Beschneidung festhielten. Denn die Beschneidung ist ja das Zeichen dafür, dass die Juden Gottes Volk sind und die Bündnisse gelten. Juden, die Christen werden wollten, mussten deshalb allem Jüdischen abschwören. Wie das aussah, zeigt ein altes Bekenntnis der Kirche von Konstantinopel, das Juden abzulegen hatten, die die Taufe begehrt:

„Ich verzichte auf alle Gebräuche, Riten, strikte Einhaltung des Gesetzes, ungesäuerte Brote und bei den Hebräern übliche Opfern der Lämmer, und auf alle weiteren Feste der Hebräer, ihre Opfer, Gebete, Besprechungen, Reinigungen, Weihungen, Versöhnungshandlungen und Fasten und Neumonde und den

Sabbat und Aberglauben und Lieder und Gesänge und Regeln, die zu halten sind, und Synagogen, das Essen und Trinken der Hebräer; mit einem Wort, ich verzichte auf wirklich alles Jüdische, jedes Gesetz, jeden Ritus, jede Gewohnheit ... und falls ich jemals absagen (dem Christentum, d.Ü.) und zum jüdischen Aberglauben zurückkehren sollte oder ich zusammen mit Juden beim gemeinsamen Essen oder Festfeiern gefunden werde oder mich insgeheim mit ihnen unterhalte und das Christentum verwerfe, anstatt sie öffentlich zu widerlegen und ihren nichtigen Glauben zu verwerfen, dann sollen mich die Schaudern Kains und die Lepra Gehasis treffen und auch die entsprechenden Bestrafungen, denen ich mich bewusst unterwerfe. Und möge ich in der kommenden Welt verflucht sein und möge meine Seele mit dem Satan und den Teufeln niedersteigen.“⁸

Es ist ausgesprochen fraglich, dass unsere Kirche sich auf einen solchen Konsens beruft und messianischen Juden entgegen hält. Nun kann allerdings an anderer Stelle der Erklärung folgendes geäußert werden: „*Zugleich hat die Kirche keinen Anlass, „messianische Juden“⁹ aufgrund ihres Glaubens an Jesus als den Messias ihr Selbstverständnis als Juden zu bestreiten.*“ Immerhin. Aber auch in dieser Formulierung stehen messianische Juden wieder in Führungszeichen. Ihr Selbstverständnis als Juden wird kirchlicherseits nicht anerkannt.

Ich möchte nun noch etwas zur jüdischen Seite dieses „Konsenses“ sagen. Es spricht manches dafür, dass Juden diese Lehre übernommen haben, um ein christliches Abwerben von Juden aus der jüdischen Gemeinschaft zu erschweren. Offenbar mit Erfolg. Theologisch lässt sich dieser Konsens - auch unter den Voraussetzungen jüdischer Theologie - nur schwer begründen.

Diese Verlegenheit verschärft sich in jüngerer Zeit durch folgende Entwicklung: Immer mehr Juden holen Jesus von Nazareth ins Judentum „heim“ (Schalom Ben Chorin). Pinchas Lapide beschreibt in seinem Buch „Ist das nicht Josephs Sohn?“¹⁰, wie sich das Bild Jesu im Judentum immer mehr wandelt. Jesus kann - z. B. in jüdischen Schulbüchern - als große Gestalt der jüdischen Geschichte gewürdigt werden. Interessanterweise vollzieht sich eine ähnliche Annäherung auch an Paulus. Dafür stehen Namen jüdischer Forscher wie Joseph Klausner, Schalom Ben Chorin oder Pinchas Lapide. Wenn nun selbst Paulus ins Judentum „heimgeholt“ werden kann, dann wird damit zumindest indirekt jener Konsens in Frage gestellt. Als Beispiel dafür möchte ich eine Stelle aus dem Paulus-Buch von Schalom Ben Chorin anführen. Er schreibt: „*Paulus war nicht wie die späteren Täuflinge, die eine Secessio Judaica vollzogen haben, sich von ihrem Wurzelgrund gelöst hatten. (Erst in neuerer Zeit, insbesondere heute im Staate Israel, gibt es wieder den judenchristlichen Typus, der die Verbindung mit dem eigenen Volke in Synthese mit dem Christusglauben anstrebt.)*“¹¹

Für mich liest sich diese Passage wie ein wohlthuender Antitext zu der vorher zitierten Stelle aus dem EKD-Papier! Hier wird alles wieder vom Kopf auf die Füße gestellt. Im „judenchristlichen Typus“ (gemeint sind messianische Juden) darf wie bei Paulus der Christusglaube wieder in Synthese mit der Verbindung zum eigenen Volk gelebt werden. Bei Ben Chorin ist der Paulus des NT maßgebend und nicht ein nachneutestamentlicher „überkommener Konsens“.

Die Sicht von Ben Chorin ist eine mögliche Sicht im Judentum, repräsentativ ist sie allerdings nicht.

Wir wollen deshalb noch einen Blick auf die Mehrheitsposition werfen.

In aller Regel resultiert die Ablehnung, die messianische Juden von Seiten der Synagoge erfahren, aus der Ablehnung der Judenmission. Messianischen Juden wird vorgeworfen, ihre Mission jüdisch zu tarnen und so Juden arglistig zu täuschen. Auf einer bekannten jüdischen Internetseite ist in diesem Zusammenhang von „Gift im Schokoladenbonbon“¹² die Rede. Viele Juden verstehen Judenmission als Angriff auf jüdische Identität. Sehr markant kommt diese Sicht in dem Wort von Joel Berger zum Ausdruck, Judenmission sei „Holocaust mit anderen Mitteln“. Unberechtigt ist dieser Vorwurf keinesfalls. Juden sahen in der Evangeliumsverkündigung ihre Existenz bedroht, weil die Kirche fatalerweise in ihrer Mission Juden zu Christen gemacht hat und die Getauften dann bestenfalls noch als ehemalige Juden gesehen hat¹³. Genau dies tun messianische Juden gerade nicht! Aus diesem Grunde nennen messianische Juden ihr Zeugnis auch nicht Judenmission¹⁴. Für die Wahrnehmung der meisten Juden bleibt aber auch ein so verstandenes Zeugnis Judenmission. Die große Zurückhaltung der EKD gegenüber den messianischen Juden ist auf diesem Hintergrund verständlich. Zumal man nicht das in vielen Jahren gewonnene Vertrauen zwischen Juden und Christen gefährden will.

Theologische Vertiefung:

Bleibende Erwählung und christliches Zeugnis

Wer kirchliche Verlautbarungen zum Verhältnis von Christen und Juden liest, stößt immer wieder auf die Schlussfolgerung, dass ein Ja‘ zur bleibenden Erwählung

Israels die Verkündigung des Evangeliums an Juden ausschließe. In dem besprochenen EKD-Papier hört sich das so an: „Eine Abkehr vom kirchlichen Verzicht auf Judenmission wäre aber aufgrund der christlich-theologischen Überzeugung der bleibenden Erwählung Israels nicht hinnehmbar.“¹⁵ (Mit Judenmission ist hier jede gezielte Verkündigung des Evangeliums an Juden gemeint.)

Dieser Schluss wird nun von Paulus bezeichnender Weise nicht gezogen. Paulus ist weit davon entfernt, Juden als Volk Gottes zu enterben. Auf die Frage, was denn die Juden für einen Vorzug haben, oder was die Beschneidung nützt, antwortet er: „Viel in jeder Hinsicht.“ (Röm 3,1f) Das hat weitreichende Konsequenzen. Denn Juden sind und bleiben für Paulus Israeliten: ihnen gehört die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen¹⁶. (Röm 9,3f)

Gäbe es nur Aussagen dieser Art bei Paulus, dann wäre eine Zwei-Wege-Theologie unausweichlich. Dann hätten Juden Zugang zu Gott über den ungekündigten Bund und die Völker durch Jesus Christus. Paulus stellt nun die gleiche Frage in Römer 3 noch einmal: „Haben wir Juden einen Vorzug?“ Die Antwort lautet nun: „Gar keinen.“ Seine Begründung: „Denn wir haben soeben bewiesen, dass alle, Juden wie Griechen, unter der Sünde sind.“ (Röm 3,9) Gegen Ende des Kapitels resümiert Paulus: „Denn es ist der eine Gott, der gerecht macht die Juden aus dem Glauben und die Heiden durch den Glauben.“ (Röm 3,30)

Die bleibende Erwählung der Juden begründet nicht den Verzicht auf die Verkündigung des Evangeliums an Juden, sondern im Ge-

genteil ihren Vorrang als Empfänger der frohen Botschaft (Röm 1,16). „Paulus hat um der Kontinuität des Heilsplans willen dem Judentum eine Prävalenz eingeräumt.“ (E. Käsemann¹⁷) Dieser heilsgeschichtlichen Vorordnung entspricht die in der Apg beschriebene Praxis des Paulus, an jedem Ort zuerst den Juden das Evangelium zu bringen.

Für andere Versuche, einen Verzicht auf die Verkündigung des Evangeliums an Juden zu begründen, sei hier nur einer exemplarisch genannt. In einem Pro und Kontra-Beitrag für eine christliche Zeitschrift¹⁸ übernimmt Thies Gundlach - als ein typischer Vertreter der EKD - die Kontraposition zu der Frage: Brauchen Juden Jesus zum ewigen Heil? Er schreibt:

„Röm 11,25 Ich will euch, Brüder und Schwestern, dieses Geheimnis nicht verhehlen, damit ihr euch nicht selbst für klug haltet: Verstockung ist einem Teil Israels widerfahren, bis die volle Zahl der Heiden hinzugekommen ist.

Gibt es Anlass, von der Reihenfolge abzuweichen, die der Apostel Paulus uns Christen als Geheimnis mitgegeben hat? Ich kann das nicht erkennen. Und so gehört für mich zur Demut vor Gottes Geheimnis, dass allein er den Zeitpunkt festlegt, wann die Fülle der Heiden eingegangen ist. Es liegt nicht an uns, diese Reihenfolge durch gezielte Bekehrung der Juden zu verändern.“

Gundlach geht mit keinem Wort darauf ein, dass nach dem von ihm zitierten Vers nur ein Teil von Israel verstockt ist. Von diesem Teil, der nicht verstockt ist, hatte Paulus im gleichen Kapitel des Römerbriefes schon ausführlich gesprochen. Eduard Lose wählt in seinem Römerbriefkommentar¹⁹ für die

ersten 10 Verse die treffende Überschrift 'Der heilige Rest'²⁰. Über die Identität dieses Restes kann kein Zweifel bestehen. Lose schreibt: „*Sie, die Judenchristen, sind durch Gottes Gnadenwahl zum Ziel gekommen; die Übrigen aber wurden verstockt.*“²¹ Dieser ‚Rest‘ (11,5), also der Teil der Juden, die nicht verstockt sind (11,25), begründet für Paulus die Hoffnung, „einige retten“ zu können (11,14). Das Argument von Thies Gundlach wäre schlüssig, wenn es in Röm 11,25 hieße, ganz Israel sei verstockt. Das Verdrängen von Juden, die Jesus nachfolgten, geht hier bis in die Wahrnehmung von biblischen Texten.

Die Absage der Verkündigung des Evangeliums an Juden durch die EKD lässt sich theologisch nicht befriedigend begründen.

Theologische Vertiefung: Messianische Juden als natürliche Zweige am Ölbaum

Wir haben am Anfang gesehen, wie Jesus von der einen Herde spricht, der Kirche aus Juden und Heiden. Noch einmal: Hier geht es nicht um Beliebigkeit. Es geht um das Wesen von Kirche.

Ich zitiere aus einem bekannten dogmatischen Lehrbuch: Die „*Gemeinde versteht sich als das endzeitliche Gottesvolk, das aus Juden und Heiden versammelt in der Erfüllung der Verheißung lebt, die Israel gegeben war.*“ Dieser Satz stammt vom systematischen Theologen Wilfried Joest²² und dürfte rein dogmatisch nicht umstritten sein. Heutige kirchliche Realität wird mit diesem Satz allerdings nicht abgebildet. Zwei Implikationen sind meiner Einschätzung nach mitzudenken.

1. Messianische Juden sind nicht „Christen jüdischer Herkunft“, sondern Juden im neu-

testamentlichen Sinn, wie es oben dargestellt wurde.

2. Für Juden in der Kirche, wie für die gesamte Kirche gilt die Weitergabe des Evangeliums allen Menschen gegenüber als Wesensmerkmal.²³

Diese Kirche aus Juden und Heiden lebt nun in der Erfüllung der Verheißung, die Israel gegeben war. Nicht weil die Kirche Israel enterbt hat, sondern weil Judenchristen als „natürliche Zweige“ und Heidenchristen als „widernatürliche Zweige“ gemeinsam zur Wurzel des Ölbaums gehören und so Anteil an den den Vätern gegebenen Verheißungen haben (Röm 11,17ff). Denn Israel gilt die Verheißung des Immanuel (Jes 7,13f), des Friedefürsten, der auf Davids Thron sitzt (Jes 9,5f). Deshalb verkündigt der Engel in der Weihnachtsgeschichte auch „*große Freude, die allem Volk (Singular!) widerfahren wird*“. Gemeint ist das Volk Israel, welches weiter vom himmlischen Boten hören darf: „*Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids*“ (Lk 2,11). Die Heiden sind gar nicht angesprochen. Es ist das Wunder der Gnade Gottes, dass sie dazukommen dürfen. Gegen alle gärtnerische Kunst wurden sie als „wilde Zweige“ „wider die Natur“ (Röm 11,24) eingepfropft und dürfen von dem „Saft des Ölbaums“ (11, 17) leben.

Für Paulus ist dies etwas ganz Reales, was auch praktische Konsequenzen hat. Er berichtet, wie Christen aus Mazedonien und Achaja eine Kollekte für die Armen in Jerusalem zusammengelegt haben. Dies sei „recht und billig“, weil „*die Heiden an ihren geistlichen Gütern Anteil bekommen haben*“ (Röm 15, 25ff).

Ohne solchen Saft des Ölbaums kann die Kirche nur verkümmern und verdorren! Kein geringerer als Philipp Jakob Spener hat darauf in eindringlicher Weise hingewiesen. Eine Erneuerung der Kirche war für ihn nicht ohne Erweckung Israels zu denken!²⁴

Paulus weist die Heidenchristen zudem auf den Ernst des Gerichtes Gottes hin. Eindringlich warnt er die Heidenchristen, sich gegenüber den natürlichen Zweigen zu rühmen. Denn die Wurzel trägt die Heidenchristen. Zwar räumt Paulus ein, dass einige Zweige ausgebrochen sind. Aber auch das Israel, das nicht an Jesus Christus glaubt, kann, „*sofern sie nicht im Unglauben bleiben*“ (11,23), wieder eingepfropft werden. Das weltweit wachsende messianische Judentum zeigt, wie aktuell dieser Satz ist!

Ein Rühmen der Heidenchristen gegenüber dem Judentum verkennt deren bleibenden Charakter als Volk Gottes und den Umstand, dass sie selber ‚ohn all Verdienst und Würdigkeit‘ in den Ölbaum eingepfropft wurden. Eingedenk der Blutspur, die solches überhebliche Rühmen durch die Kirchengeschichte gezogen hat, sind nach wie vor deutliche Worte geboten. Karl Barth hat solche Worte für die Kirche gefunden: „*Antisemitismus ist Sünde gegen den Heiligen Geist*“²⁵

Die Mahnung des Paulus gilt aber auch in Bezug auf die Judenchristen! Auch über sie sollen sich Heidenchristen nicht erheben. Darauf macht Otto Michel²⁶ in seiner Auslegung aufmerksam. Denn Paulus spricht hier von „den Zweigen“ (V. 18) und meint damit offenbar nicht nur die ausgebrochenen Zweige. Er sagt uns Nichtjuden: „*Hat*

Gott die natürlichen Zweige nicht verschont, wird er dich doch wohl auch nicht verschonen“ (V. 21). E. Käsemann betont angesichts des Bildes vom Ölbaum: „Eine Kirche allein aus Heidenchristen gibt es für Paulus nicht.“²⁷

Ein - wie ich finde - ganz anderer Ton wird in der EKD-Erklärung über messianische Juden angeschlagen. Sie müssen sich rechtfertigen, wenn sie Teil der Kirche sein wollen. Ihnen wird z.B. abverlangt, die Beschneidung nur als *Adiaphoron* zu sehen²⁸. *Adiaphora* sind „*gleichgültige, vom sittlich-religiösen Urteil freigegebene ‚Mitteldinge*“²⁹. Kein Jude - auch kein messianischer Jude - kann es zulassen, die Beschneidung ins Reich des Gleichgültigen zu verbannen. Anders als für die EKD nützt für Paulus die Beschneidung „*viel in jeder Hinsicht*“³⁰. Schon mit dieser Forderung hat die Kirche die Tür für messianische Juden zugeschlagen.

Ein zweites Kriterium wiegt möglicherweise noch mehr. Messianischen Juden wird abverlangt, ihren Glauben nicht an andere Juden weiter zu geben. Aus diesem Grunde können sie nicht aktiv an evangelischen Kirchentagen teilnehmen³¹. Das Gespräch soll ihnen deshalb aber nicht verweigert werden³². Für diese Gespräche gilt folgendes: „*Das Nein der Evangelischen Kirche zur sogenannten Judenmission darf durch ein Gespräch nicht in Frage gestellt werden*“³³. Da Kirche in Verdacht geraten könnte, über den Umweg der Anerkennung von messianischen Juden die Judenmission wieder einzuführen zu wollen, steht das messianische Zeugnis von messianischen Juden einer Anerkennung als Teil der Kirche im Wege³⁴.

Das Ölbaumgleichnis ist auch eine Frage

nach dem Selbstverständnis von Kirche. Eine Kirche, die sich über die natürlichen Zweige erhebt, ist - zumindest nach dem Apostel Paulus - ein gefährdeter Teil des Ölbaums. Kann aber eine Kirche, die die natürlichen Zweige ausgrenzt, noch Teil des Ölbaums sein? Gibt es außerhalb des Ölbaums noch die Möglichkeit, Kirche Jesu Christi zu sein? Hat eine Kirche, die Juden aus ihrer Mitte ausgrenzt, nicht auch den Juden Jesus ausgegrenzt? Auch nach den Ausführungen des Apostels in Epheser 2,11ff ist der jüdische Teil der Kirche für diese konstitutiv.

Einen anderen Weg als die EKD ist bereits 1956 der Ökumenische Rat der Kirchen gegangen. In einer These heißt es: *„Nach der Lehre des Paulus haben der aus dem Judentum zu Christus Bekehrte und der aus der heidnischen Welt Bekehrte nichts voreinander voraus ... Das Wort des Paulus besagt jedoch nicht, dass alle Unterschiede der Herkunft und der Kultur verloren oder verschwunden seien ... Wir erkennen an, dass der aus dem Judentum bekehrte seine Bräuche des eigenen Hintergrundes mitbringen kann, denen er sich nach wie vor verbunden fühlt. In der Kirche der Gegenwart gilt es wie zur Zeit der Kirche der ersten Tage, die Unterschiede in den Bräuchen in gegenseitiger Liebe zu bewahren.“*³⁵

Sicher ist es noch zu wenig, wenn im Blick auf Bekehrte aus dem Judentum nur von „Bräuchen“ und „Kultur“ gesprochen wird. Die Beschneidung ist mit einem Bund verbunden. Die Speisegebote sind Bestandteil der Tora. Hier gilt das Wort Jesu, dass er nicht gekommen ist *„aufzulösen“* (Mt 5,17). In der Tora manifestiert sich der Wille Gottes. Hier ist mehr, als mit den Begriffen „Kultur“ oder „Bräuche“ umschrieben ist. Der in der

Tora zum Ausdruck kommende Wille Gottes lässt sich niemals zum Adiaphoron herunter degradieren (Mt 7,21).

Dennoch ist die Position des Ökumenischen Rates in vierfacher Hinsicht eine Befreiung:

1. Es wird auf die Lehre des Apostels Paulus Bezug genommen, somit auf das Neue Testament und nicht auf Traditionen einer späteren Kirche, die sich von ihrem Wurzelgrund entfernt hat.

2. Es wird - anders als im EKD Papier - das befreiende „Wir erkennen an“ im Zusammenhang mit jüdischer Identität ausgesprochen.

3. Es wird festgehalten, dass das, was für die Kirche der ersten Tage gilt, auch für die Kirche der Gegenwart gilt.

4. Es ist in Bezug von Juden- und Heidenchristen von gegenseitiger Liebe die Rede.

Ich schließe mit einer bemerkenswerten Aussage des ehemaligen EKD Ratsvorsitzenden, Nikolaus Schneider³⁶:

„Sie (die mess. Juden-R.L.) sind ein großes Geschenk für die Kirche. Sie machen es möglich, dass wir, wie es etwa im Epheserbrief gesagt wird, eine Kirche aus Juden und Heiden sind. Wir haben viel zu wenige messianische Juden, wir sind ja praktisch eine Heidenkirche. Sie machen unsere Kirche vollständig. Mit der Judenmission im engeren Sinne tue ich mich freilich schwer. Der Bund Gottes mit Israel ist nicht gekündigt, also müssen wir den Juden nicht Gott erklären. Aber wir haben ihnen Christus zu bezeugen - auch als Messias Israels. Auch für Jüdinnen und Juden geht der Zugang zu Gott nicht an Christus vorbei. Vielleicht an der Kirche vorbei, aber nicht an Christus.“



**Robert Lau ist Gemeinschaftspastor im
HVLG (Hannoverscher Verband Landes-
kirchlicher Gemeinschaften)**

Anmerkungen

- ¹ Erweiterter Vortrag, der auf der Gnadauer theologischen Werkstatt vom 07.-08. Mai 2021 gehalten wurde.
- ² z.B. Thyen, Hartwig, Handbuch zum Neuen Testament, Das Johannesevangelium, 2. Aufl. Tübingen 2015, S. 488ff
- ³ Ein solcher Dialog wird letztlich an die Zustimmung der „bewährten Dialogpartner“ gebunden und dürfte so kaum realisierbar sein. Siehe dazu: Judenchristen - jüdische Christen - „messianische Juden“, Eine Positionsbestimmung des gemeinsamen Ausschusses „Kirche und Judentum“ im Auftrag des Rates der EKG, Oktober 2017, S. 20f
- ⁴ Judenchristen - jüdische Christen- „messianische Juden“, Eine Positionsbestimmung des gemeinsamen Ausschusses „Kirche und Judentum“ im Auftrag des Rates der EKG, Oktober 2017
- ⁵ aaO, S.6
- ⁶ aaO, S.8
- ⁷ Für diverse Trennungsprozesse - auch zwischen Juden und Heidenchristen der frühen Kirche siehe: Pfister, Stefanie, Messianische Juden in Deutschland, Dortmund 2007, S. 44ff
- ⁸ Bekenntnis des Glaubens von der Kirche von Konstantinopel, aus: Assemani, Cod. Lit., I, S. 105
- ⁹ aaO, S. 17
- ¹⁰ Lapede, Pinchas, Ist das nicht Josephs Sohn? Gütersloh, 1988
- ¹¹ Schalom Ben Chorin, Paulus, München 1980, S. 18
- ¹² <http://juden.judentum.org/judenmission/messianische-juden.htm>
- ¹³ Für die heutige Evangeliumsverkündigung an Israel gilt dies vielfach nicht mehr. H. Renz erklärte für den EDI (www.evangeliumsdienst.de), er wolle aus Juden keine evangelischen oder katholischen Christen machen, sondern sie „zu dem einladen, den Gott zuerst zu Israel gesandt hat und den er für Israel zuerst vom Tod auferweckt hat, Jesus Christus.“ Quelle: idea Spektrum 27.2010, S. 14; ähnliches gilt für die AMZI (www-amzi.org).
- ¹⁴ Eine ausgesprochen bemerkenswerte Formulierung - ganz im Sinne von messianischen Juden - findet sich in der Magdeburger Kundgebung; „Alle Bemühungen, Juden zum Religionswechsel zu bewegen, widersprechen dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels.“

Quelle: Kundgebung „... der die Treue hält ewiglich.“ (Psalm 146,6) Eine Erklärung zu Christen und Juden als Zeugen der Treue Gottes, 3. Tagung der 12. Synode der EKD, Magdeburg 3.-9. November 2016

briefs, München 1956, S. 175 – Barth fasst mit diesem markanten Satz den Ertrag von Röm 11,19-22 zusammen.

¹⁵ aaO, S. 21

²⁶ Otto Michel, *Der Brief an die Römer*, KeK, Göttingen 1966, 5. Auflage, S. 350

¹⁶ Die israelspezifischen Verheißungen werden im NT gerade nicht entjudaisiert! Dazu: Lau, Robert, „Christlicher Zionismus“, Gedanken zu Jerusalem als Mutter im Ps 87 und in Galater 4, in: *In der Schule der Heiligen Schrift, Festschrift zum 85. Geburtstag von Kristlieb Adloff*, Hrg. von Ruthild Depke und Jakob Vocke, Kamen 2019, S. 207ff

²⁷ E. Käsemann, *An die Römer*, Handbuch zum Neuen Testament 8a, 4. Aufl., Tübingen 1980, S. 299

²⁸ aaO, S. 19

¹⁷ E. Käsemann, *An die Römer*, Handbuch zum Neuen Testament 8a, 4. Aufl., Tübingen 1980, S. 21 zu 1,16

²⁹ F. Hauck/G. Schwinge, *Theologische Fach- und Fremdwörterbuch*, 6. Aufl., Göttingen 1987, S. 9

³⁰ Dazu; Lau, Robert, *Die Seelsorge des Paulus an Timotheus*, Akzente für Theologie und Dienst 2/2013, S. 59f

¹⁸ IDEA Spektrum, Nr. 44, 2016 S. 15

³¹ aaO, S. 22

¹⁹ Eduard Lohse, *Der Brief an die Römer*, KeK, 1. Aufl., Göttingen 2003

³² aaO, S. 22

²⁰ aaO, S. 304

³³ aaO, S. 6 und S. 23

²¹ aaO, S. 308

³⁴ aaO. S 20f

²² W. Joest, *Dogmatik Bd. 2, Der Weg Gottes mit dem Menschen*, Göttingen 1990, S. 541

³⁵ WCC, *The Ecumenical Review, Christian Convictions and Attitudes in Relation to the Jewish People*, S. 308, Geneva 1957, zitiert aus: Boskey/Capelle, *Der edle Ölbaum und seine Zweige*, Solingen 2004, S 45f

²³ Evangeliumsverkündigung der Kirche bedeutet für Joest, dem Willen des Herrn zu dienen und „Menschen zu gewinnen, die ihm jetzt verschlossen sind. Dies sollte auch das Verhältnis der Kirche zu Israel bestimmen...“ aaO, S. 545

³⁶ IDEA Spektrum, Nr. 46, 17. November 2010, S. 17

²⁴ E. Beyreuther (Hrg.), P.J. Spener, *Pia desideria*, Berlin 1988, S. 60ff

²⁵ Karl Barth, *Kurze Erklärung des Römer-*

Antijüdische Klischees in der christlichen Predigt?

Guido Baltes

Gerhard Kittel war einer der einflussreichsten Professoren der neutestamentlichen Forschung zur Zeit des Nationalsozialismus. Sein Vorgänger auf dem Lehrstuhl in Tübingen war Adolf Schlatter, sein Nachfolger Otto Michel, beide dem pietistischen Erbe in Deutschland eng verbunden. Das von Kittel herausgegebene "Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament" zielt bis heute die Regale vieler Predigerinnen und Prediger und ist nach wie vor fast allgegenwärtiges Referenzwerk in deutschsprachigen Kommentarreihen.

Kittel bezeichnete das Neue Testament mehrfach als das "antijüdischste Buch der ganzen Welt".¹ In einem vielbeachteten Vortrag aus dem Jahr 1933 sann er über mögliche Lösungen für die sogenannte "Judenfrage" nach. "Alle Juden totschiagen" sei keine Lösung, denn dies sei bereits der spanischen Inquisition und den russischen Pogromen "nicht gelungen". Es bliebe daher nur die Lösung, durch strenge Rassegesetze und Einschränkung der Bürgerrechte das den Juden von Gott auferlegte Schicksal der "Zerstreuung und Fremdlingschaft" in politische Realität umzusetzen.

Kittelselbstwäre es nie in den Sinn gekommen, solche Äußerungen als "judenfeindlich" zu bezeichnen. Im Gegenteil: Noch nach dem Krieg berief er sich auf das Urteil seines langjährigen jüdischen Mitarbeiters Chaim

Horowitz, der in eben jenem Jahr 1933 aus Deutschland fliehen musste (Kittel nannte es "auswandern"), und ihm noch beim Abschied gesagt habe: "Sie haben eine tiefere Liebe zu Israel und kennen das Wesen dieses Volkes besser als viele Namensjuden".²

Kittel sah sich selbst Zeit seines Lebens als Freund der Juden an: Aus der Bewegung der "Deutschen Christen" trat er, nach einer kurzen Phase der Begeisterung, bereits 1933 wieder aus. Forderungen, das Alte Testament aus der Bibel zu entfernen, wies er vehement zurück. Die Arbeit des Eisenacher "Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf die Kirchen", wie auch die Behauptung, Jesus sei ein Arier gewesen, lehnte er ab. Seine "tiefe Liebe zu Israel" versuchte Kittel nach dem Krieg mit einem Verweis auf seine vielfältigen Freundschaften zu Juden zu belegen. Diese Beispiele belegten, "wie fern jeder 'Judenhass'" ihm gelegen habe. Seinetwegen sei "weder in direkter noch in indirekter Wirkung auch nur einem Juden auch nur ein einziges Haar gekrümmt worden".

Wie passt Kittels Antijudaismus und seine vermeintliche "Liebe zu Israel" zusammen? Kittel unterschied scharf zwischen einem "vulgären Rassenantisemitismus" oder "Radauantisemitismus", wie er sich in

der völkischen Theologie der Deutschen Christen und in den gewaltsamen Übergriffen gegen Juden zeigte, und einem wissenschaftlich begründeten "klaren christlichen Antijudaismus", der sich aus dem Neuen Testament ergebe und sich deshalb auf "die Weisungen Jesu Christi und seiner Apostel" berufen könne. Die "neutestamentlich-urchristlichen Aussagen über den 'Abfall' und 'Fluch' und 'Verwerfung' des Judentums" etwa lägen "in den Worten Jesu Christi und der Apostel eindeutig vor".

1. Was ist eigentlich Antijudaismus?

1.1. Antijudaismus und "Hass gegen Juden"

Antijudaismus und Judenhass werden häufig in eins gesetzt. Auch die Arbeitsdefinition für Antisemitismus, die von der "International Holocaust Remembrance Association" (IHRA) erarbeitet und inzwischen auch von EU und Bundesregierung übernommen wurde, legt das nahe. Demnach ist Antisemitismus "eine bestimmte Wahrnehmung von Juden, die sich als Hass gegenüber Juden ausdrücken kann". Das Beispiel von Gerhard Kittel zeigt jedoch, dass Antijudaismus eben auch da vorliegen *kann*, wo man "eigentlich gar nichts gegen Juden hat" oder sogar aufrichtig meint, Israel zu lieben.

Bis heute begegnet mir diese Form eines "exegetisch begründeten" Antijudaismus in vielen christlichen Predigten. Oft gerade da, wo man stolz darauf ist, eine besondere Liebe zu Israel zu haben. Natürlich würde sich heute niemand mehr offen zu einem "christlichen Antijudaismus" bezeichnen.

Im Gegenteil: Wo immer ich heute in Gemeinden auf Beispiele antijüdischer Verkündigung aufmerksam mache, höre ich die Antwort: "Aber das ist noch nicht antijüdisch. Es steht doch so im Neuen Testament".

Die Frage ist also komplexer: Wo genau beginnt Antijudaismus? Erst da, wo er mit Gewalt gegen Juden verbunden ist? Erst da, wo Hass gegen Juden im Spiel ist? Erst da, wo es antijüdisch "gemeint" ist? Oder auch schon da, wo Juden abgewertet oder verzerrt dargestellt werden, sei es aus Unkenntnis, Vorurteil oder aus vermeintlich fundierter exegetischer Erkenntnis?

1.2. Antijudaismus und "Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit"

Beispiele aus anderen Bereichen der Vorurteils- und Rassismusforschung machen deutlich, dass das Bild vom "Hass" nicht ausreicht: Ein Mensch, der Blondinenwitze erzählt, tut das in der Regel nicht, weil er blonde Frauen hasst. Sondern er benutzt das Stereotyp einer blonden Frau als Symbol für Dummheit. Würdigt er damit blonde Frauen herab? Ja. Trägt er zur weiteren Verbreitung des Klischees bei? Ja. Also sind diese Witze frauenfeindlich. Ein Vermieter, der Menschen anderer Hautfarbe bei der Vergabe seiner Wohnungen benachteiligt, tut das in der Regel nicht aus Hass gegen diese Menschen. Er befürchtet vielleicht unregelmäßige Mietzahlungen, fremde Gerüche im Treppenhaus oder eine Minderung des Mietwertes. Benachteiligt er damit Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe? Ja. Also handelt es sich um Rassismus, ganz gleich ob Hass gegen Fremde oder "nur" Vorurteile oder sogar marktwirtschaftliche

Realitäten die Ursache sind. Und wenn vor deutschen Synagogen der Ruf "Juden raus" skandiert wird, dann handelt es sich um Antisemitismus. Auch wenn gar nicht "die Juden" gemeint sind, sondern es sich vermeintlich nur um legitime Kritik an der Politik des Staates Israel handelt.

Hilfreich ist hier vielleicht das Konzept der "Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit" (GMF), das in einem langjährigen Forschungsprojekt der Universität Bielefeld entwickelt wurde und sich nicht nur mit Antisemitismus, Rassismus und Sexismus, sondern auch mit anderen Formen der gesellschaftlichen Ausgrenzung und Abwertung beschäftigt.³ Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit ist demnach durch drei Merkmale charakterisiert:

- **Kategorisierung:** Menschen werden zu einer scheinbar homogenen Gruppe zusammengefasst.
- **Stereotypisierung:** Den Menschen, die zu dieser Gruppe oder Kategorie gehören, werden kollektiv bestimmte Eigenschaften zugeschrieben.
- **Abwertung:** Die so beschriebenen stereotypen Eigenschaften der Gruppe werden negativ bewertet, vor allem im Vergleich zur eigenen Gruppe.

Das Konzept der "gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit" fragt also weder nach den Motiven noch nach den Emotionen oder rationalen Argumenten für die Abwertung einer Gruppe. Es beschreibt lediglich die faktische Abwertung einer vermeintlich homogenen Menschengruppe durch Zuschreibung stereotyper Eigenschaften.

1.3. Antijudaismus, Antisemitismus und antijüdische Klischees

Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit gegenüber Juden hat in der Geschichte ganz unterschiedliche Formen angenommen. Auch wenn man diese theoretisch voneinander unterscheiden kann, hängen sie doch in der Praxis untrennbar miteinander zusammen. Ein vorchristlicher Antijudaismus ist schon in griechischen und römischen Quellen zu finden: Juden wurde aufgrund ihres fremden Glaubens und ihrer eigenen religiösen Gesetze ein "Hass auf Menschen aller Völker" und kollektive Fremdenfeindlichkeit vorgeworfen. Der spätere christliche Antijudaismus greift diese Tendenz auf, ergänzt sie aber durch ganz neue Linien: Schon im Neuen Testament erscheinen "die Juden" und "die Pharisäer" kollektiv als Gegner Jesu. Umstritten ist in der Forschung zwar, inwieweit einzelne Aussagen des Neuen Testaments Ausdruck eines grundsätzlichen Antijudaismus sind, ob es sich lediglich um innerjüdische Polemik handelt oder ob diese Passagen lediglich in ihrer Auslegungsgeschichte antijüdisch missdeutet wurden.⁴ In jedem Fall aber bildete sich in den folgenden Jahrhunderten der traditionelle christliche Antijudaismus heraus, der die Juden als Gottesmörder und Verräter darstellte, die von Gott verworfen und zu ewiger Heimatlosigkeit verflucht seien. Die Kirche nahm in Gottes Heilsgeschichte den Platz Israels ein.

Hinzu kamen Motive eines politischen und kulturellen Antijudaismus, etwa der Vorwurf, Brunnen zu vergiften oder christliche Kinder rituell zu ermorden. Solche Vorwürfe führten dann auch zu gewaltsamen Übergriffen, Pogromen und systematischer

Judenverfolgung und -vertreibung. Die Neuzeit brachte weitere Spielarten der Judenfeindschaft hervor: Der politische Antijudaismus bzw. Antisemitismus machte die Juden für Rationalismus, Liberalismus, Kapitalismus und Bolschewismus verantwortlich, man unterstellte dem "Weltjudentum" die geheime Kontrolle über Banken und Medien und mangelnde Loyalität zu ihren Heimatländern. Der rassistische Antisemitismus wiederum suchte nach biologischen Ursachen einer jüdischen Minderwertigkeit.

Auch in der Theologie entstanden jetzt neue Spielarten des Antijudaismus: Da die Bibelkritik der Aufklärung in Jesus weder einen jüdischen Messias noch einen vom Himmel gesandten Gottessohn erkennen konnte, erübrigten sich die traditionellen Vorwürfe des Christismordes und der göttlichen Verwerfung Israels. Wo man in Jesus nur noch den Gründer einer neuen Religion oder den Lehrer einer besseren Moral sah, stand nicht mehr die Frage nach der *Wahrheit* des christlichen Glaubens, sondern nach seiner moralischen und religiösen *Überlegenheit* im Raum. Der religionsgeschichtliche Vergleich von Christentum und Judentum musste deshalb vor allem die Einzigartigkeit und Besonderheit Jesu herausstellen: Die Ethik des Christentums musste moderner, das Gebetsleben inniger, das Gottesbild aufgeklärter und die Gemeinde weltoffener sein. So entstanden auch in der Verkündigung neue antijüdische Klischees.

In der Zeit des Nationalsozialismus gab es daher ganz unterschiedliche Spielarten eines christlichen Antijudaismus: Anhänger einer

traditionellen heilsgeschichtlichen Theologie setzten sich zwar für eine Kontinuität zum "biblischen Israel" ein, sahen aber das spätere Judentum aufgrund seines Ungehorsams als verworfen an. Anhänger einer liberalen oder existentialistischen Exegese, darunter auch viele Theologen der "Bekennenden Kirche", betrachteten das Judentum als eine niedrigere Stufe religiösen Denkens, die durch Jesus überwunden wurde. Anhänger einer völkischen Theologie, vor allem im Bereich der "Deutschen Christen", betrachteten das Alte Testament und das Judentum aus biologischen Gründen als minderwertig und versuchten, Jesus von beidem zu lösen. Auch wenn alle drei Gruppen ihre Ablehnung der Juden unterschiedlich begründeten, blieben sie sich doch einig in ihrer antijüdischen Grundhaltung. Namhaften Widerstand gegen Verfolgung von Juden, soweit sie nicht zur christlichen Kirche gehörten, hat es deshalb aus keiner der drei Richtungen gegeben.

Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs hat sich die Haltung gegenüber dem Judentum in den christlichen Kirchen grundlegend gewandelt. Einen völkischen oder rassistischen Antijudaismus findet man heute in der christlichen Verkündigung nur noch selten. Auch die Motive des traditionellen christlichen Antijudaismus (Gottesmord, Verwerfung und Enterbung Israels) sind der Überzeugung einer bleibenden Erwählung Israels und eines ungekündigten Bundes gewichen. Hartnäckiger jedoch halten sich die aus der Aufklärungszeit stammenden Motive einer christlichen "Überlegenheit" über das Judentum und einer Überwindung des Judentums durch

Jesus und die ersten Christen. Auch die Klischees des politischen und kulturellen Antisemitismus (Fremdenhass, Geldgier, Menschenfeindlichkeit, Abgrenzung) finden bis heute Eingang in christliche Predigten. Auch und gerade da, wo man jeden Vorwurf des Judenhasses oder des Antisemitismus weit von sich weist. Antijudaismus geschieht heute in der christlichen Verkündigung weithin nicht mehr absichtlich. Aber auch unbewusst und unbeabsichtigt bleibt er eine Gefahr. Nicht nur für Jüdinnen und Juden, sondern auch für die christliche Gemeinde. Ein genauerer Blick auf verbreitete antijüdische Klischees in der christlichen Verkündigung lohnt sich deshalb.

2. Beispiele antijüdischer Klischees

Wovon reden wir also, wenn wir von antijüdischen Klischees in der christlichen Verkündigung reden? Folgt man dem Konzept der "gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit", dann sind sie zu erkennen an drei Merkmalen:

- **Kategorisierung:** In christlichen Predigten beginnt sie meistens mit den Worten "Die Juden..." oder "Die Pharisäer...".
- **Stereotypisierung:** Sie findet sich in Formulierungen wie "Die Juden glaubten, dass...", "Im Judentum war es üblich, dass...", "Das jüdische Gottesbild ist...".
- **Abwertung:** Sie geschieht meistens durch den Vergleich mit Jesus oder den ersten Christen: "Jesus dagegen...", "Die ersten Christen waren ganz anders...", "Jesus durchbrach/überwand/bekämpfte...".

Die deutsche Bibelgesellschaft geht im Herbst 2021 mit einem neuartigen und

innovativen Projekt an den Start: "Das Neue Testament: Jüdisch erklärt" heißt die geplante Ausgabe des Neuen Testaments, die neben dem Luthertext Randkommentare von 80 jüdischen Autorinnen und Autoren enthält, außerdem 50 thematische Exkurse zu Fragen rund um das antike Judentum und die Geschichte des Judentums. Das englische Original wurde 2011 von den jüdischen Gelehrten Amy Jill Levine und Marc Zvi Brettler herausgegeben, die deutsche Ausgabe wurde noch einmal durchgesehen und ergänzt von führenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Judaistik und der Theologie aus Deutschland. Das Buch sollte zukünftig eine Standard-Arbeitshilfe für die Vorbereitung von Predigten sein, die antijüdische Missverständnisse und Klischees vermeiden möchten.

Amy Jill Levine leitet die jüdisch kommentierte Bibelausgabe mit einem Grundsatzartikel ein, der die Überschrift trägt: "Du sollst nicht falsch Zeugnis reden: Verbreitete Irrtümer über das frühe Judentum." Darin benennt sie zehn der häufigsten antijüdischen Klischees, die ihr bis heute immer wieder in christlicher Verkündigung begegnen. Einige davon möchte ich im Folgenden vorstellen. Man mag nicht allem, was sie sagt, zustimmen. Aber in jedem Fall sollte man hinhören. Denn bei der Vermeidung antijüdischer Klischees geht es nicht nur darum, was wir - aus unserer christlichen Perspektive - als antijüdisch bewerten. Sondern wie es bei jüdischen Hörerinnen und Hörern ankommt.

Die folgende kurze Darstellung verbreiteter jüdischer Klischees folgt einem vierteiligen

Schema, das ich grundsätzlich für die Identifikation und Prüfung solcher Klischees empfehle:⁵

- Die stereotype Darstellung des Judentums
- Die stereotype Darstellung des Christentums
- Der Faktencheck in jüdischen Quellen
- Der Faktencheck im Neuen Testament

2.1. Das gesetzliche Judentum

Christliche Predigten reden oft und gern davon, dass Juden unter dem Gesetz verklavt sind und unter der unerträglichen Last des Gesetzes leiden. Meistens erscheinen dabei Worte wie: Penibel, kleinlich, streng, minutiös. Die Vorstellung, dass das Gesetz für Juden eine Last darstellt, von der sie befreit werden müssen, wird dabei nicht aus jüdischen Quellen belegt, sondern durch Aussagen aus dem Neuen Testament, z.B. Apg 15,10 oder Gal 3,13. Dem gegenüber steht die Botschaft der "Freiheit vom Gesetz", die man bei Jesus und Paulus zu finden glaubt. Und die (vermeintlich christliche) Einsicht, dass die Liebe wichtiger sei als das Gesetz.

Tatsächlich wird in der Mehrheit der jüdischen Quellen, und auch in der jüdischen Tradition heute, das Gesetz nicht als eine Last, sondern als Geschenk und als Privileg betrachtet. Die Liebe wird nicht als Gegensatz zum Gesetz gesehen, sondern als dessen Kern. Umgekehrt ist sich die neuere Jesusforschung weithin einig, dass Jesus weder den Sabbat noch jüdische Reinheitsgebote gebrochen hat. Zwar wird es ihm vorgeworfen, er selbst jedoch bestreitet es. Auch in der Paulusforschung mehren sich

die Stimmen, die Paulus als einen zeitlebens gesetzestreu lebenden Juden sehen, der nicht die Freiheit vom Gesetz lehrt, sondern nur die Übertragung des jüdischen Gesetzes auf nichtjüdische Jesusnachfolger ablehnt.

2.2. Das werkgerechte Judentum

Nach Darstellung vieler Predigten geht es im Judentum darum, sich das Heil durch Gesetzesgehorsam und gute Werke selbst zu verdienen. Dem gegenüber steht die revolutionäre Botschaft von der Errettung allein aus Gnade, wie sie erst durch Jesus und Paulus gebracht werde.

Tatsächlich ist aber die Gnade Gottes bereits im Alten Testament allgegenwärtig. Die Erwählung des Volkes Israel und die Erlösung aus Ägypten geschehen nicht aufgrund von Verdiensten, sondern aus reiner Gnade. Auch der Bund mit Abraham geschieht nicht aufgrund von guten Werken, was durch die Beschneidung der Kinder am achten Tag verdeutlicht wird. Im Neuen Testament wiederum hat die Gnade zwar (ebenfalls) Vorrang vor den Werken, allerdings gehören auch hier die Werke ganz selbstverständlich, wie im Judentum, zum Glauben dazu.

2.3. Die ausgrenzenden Reinheitsgebote

Christliche Darstellungen der jüdischen Reinheitsgebote konzentrieren sich regelmäßig auf den Aspekt einer vermeintlichen sozialen Ächtung und Ausgrenzung von Unreinen. Man dürfe sie nicht berühren, nicht umarmen und nicht mit ihnen am Tisch sitzen. Aussätzige seien außerhalb der Städte in Aussätzigenkolonien verbannt worden. Unreinheit wird mit Abscheu,

Ekel und Sünde verbunden und müsse gemieden werden. Jesus dagegen habe Reinheitsgebote nicht nur gebrochen und ignoriert, sondern sie würden im Neuen Testament ganz grundsätzlich aufgehoben, weil sie menschenfeindlich und ausgrenzend sind.

Tatsächlich ist in den biblischen Reinheitsgeboten, und auch in der jüdischen Tradition, Unreinheit weder mit Sünde noch mit Ekel verbunden. Es ist nicht verboten, sich zu verunreinigen. In vielen Fällen ist es sogar eine Verpflichtung (Geburt, Ehe, Bestattung). Fast alle Juden waren fast zu jeder Zeit des Tages unrein. Nur für den Besuch des Tempels war Reinheit notwendig und konnte durch entsprechende Reinigungen hergestellt werden. Aussätzige konnten heiraten, die Synagoge und den Markt besuchen und mit ihren Familien zusammenleben.

Im Neuen Testament wiederum werden Reinheitsgebote oder Speisegebote an keiner Stelle gebrochen oder aufgehoben. Die Berührung unreiner Menschen durch Jesus ist kein Wunder, sondern Alltag. Das Wunder in diesen Geschichten ist die Heilung, nicht die Berührung. Die Aufforderung an Petrus, zu schlachten und zu essen (Apg 10,13), ist kein Gesetzesbruch, da er aus einem Angebot von reinen und unreinen Tieren das Erlaubte auswählen konnte. Und beim umstrittenen Essen in Antiochia (Gal 2) werden weder Reinheits- noch Speisegebote als Konfliktpunkt benannt.

2.4. Das frauenfeindliche Judentum

Amy Jill Levine schreibt, in vielen christlichen

Predigten herrsche "die Vorstellung, das Judentum sei so frauenfeindlich gewesen, dass die Taliban dagegen progressiv erscheinen". So sei es im Judentum undenkbar oder ungewöhnlich, dass ein Rabbi mit einer Frau spreche, während Jesus Frauen und Männer gleich berechnete.

Tatsächlich finden sich nicht nur im Alten Testament, sondern auch in vielen jüdischen Quellen Beispiele von starken, selbstständigen, gebildeten und einflussreichen Frauen. Es gibt Rabbinen, die vor dem Gespräch mit fremden Frauen warnen, aber auch solche, die Lehrgespräche mit ihnen führen. Jesus gehörte offenbar zu letzteren, das macht ihn aber weder einzigartig noch unjüdisch. Zudem wählte auch Jesus ausschließlich Männer als seine Jünger aus. Jesus war ohne Zweifel frauenfreundlich, allerdings unterscheidet sein Umgang mit Frauen sich kaum von Beispielen ähnlicher Frauenfreundlichkeit, die wir aus anderen jüdischen Quellen kennen.

2.5. Das nationalistisch-militaristische Judentum

"Die Juden erwarteten einen Messias, der mit seinen Armeen die Römer aus dem Land vertreibt und ein irdisches Königreich in Jerusalem aufrichtet." Christliche Predigten reduzieren die Vielfalt jüdischer Endzeit- und Erlösungserwartungen meistens auf diese einfache Formel. Dem stellen sie dann einen Jesus gegenüber, der friedlich ist, statt Krieg zu führen, dessen Reich rein geistlich ist, der mit allen Völkern im Frieden lebt und für den deshalb auch Volk und Land Israel keine geistliche Relevanz mehr haben.

Tatsächlich findet man die Vorstellung eines militärischen Messiaskönigs in jüdischen Quellen recht selten.

Daneben stehen Erwartungen einer himmlischen Erlösergestalt, priesterlicher Messiasse, weltweiter Friedensreiche, apokalyptischer Katastrophen und andere Zukunftserwartungen. Levine weist darauf hin, dass auch die Jünger Jesu Waffen bei sich tragen und davon auch Gebrauch machen, und dass Jesus seine Nachfolger sogar ausdrücklich auffordert, sich ein Schwert zu kaufen (Lk 22,36). Im christlichen Buch der Offenbarung werden zudem mehr Völker vernichtet als im ganzen Alten Testament zusammen, und die letzten Kapitel reden nicht vom neuen Nimmerland, sondern vom neuen Jerusalem.

2.6. Der ferne Gott des Judentums

Christliche Predigten stellen oft den entfernten, jenseitigen Gott des Judentums einem nahen und persönlichen Gott Jesu gegenüber. Vor allem die Anrede Gottes als Vater oder Abba wird als revolutionär und neu und als Ausdruck eines völlig anderen Gottesverhältnisses dargestellt. Auch hier zeigt ein Blick in jüdische Quellen und schon ins Alte Testament, dass sowohl die Gottesanrede als Vater als auch das Bild eines nahen Gottes im Judentum ebenso bekannt waren wie im Christentum. Umgekehrt finden sich auch im Neuen Testament Bilder vom erhabenen, heiligen, zornigen und strafenden Gott.

2.7. Das macht- und geldgierige Judentum

Christliche Predigten stellen den Tempel oft als einen Ort der finanziellen Ausbeutung dar und das jüdische Priestertum als eine

geldgierige Finanzelite. Die Vertreibung der Händler und das Wort Jesu von der "Räuberhöhle" zeige deshalb, dass Jesus das jüdische Tempelsystem grundsätzlich ablehnt. Der berühmte Vorhang im Tempel, der dazu diente, den Weg zu Gott zu versperren, zerriss in der Todesstunde Jesu, um endlich den Weg zu Gott freizumachen.

Aus jüdischen Quellen kennen wir zwar Klagen über korrupte Priester, aber keine Klage über das Tempelsystem oder die Abgaben für den Tempel als solche. Im Gegenteil, der Tempel ist wichtiger Mittelpunkt des religiösen Lebens und (trotz des Vorhangs!) ein Ort der lebendigen Begegnung mit Gott. Auch im Neuen Testament wird Jesus als treuer Besucher des Tempels dargestellt, ebenso wie die erste christliche Gemeinde. Die Vertreibung der Händler ist nach neueren Deutungen keine Kritik am Tempel, sondern ein prophetisches Zeichen der bevorstehenden Zerstörung. Der Vergleich mit der "Räuberhöhle" stammt dagegen schon aus dem Alten Testament und ist keine Kritik am Tempel, sondern an denen, die dort eine falsche religiöse Sicherheit suchen, ohne ihr Leben zu ändern. Levine kommentiert: "Eine Räuberhöhle ist in der Regel nicht der Ort, an dem Verbrechen geschehen, sondern der Ort, an den die Räuber flüchten, weil sie sich dort sicher fühlen".

2.8. Das fremdenfeindliche und rassistische Judentum

Häufig begegnet in christlichen Predigten das Bild vom ausgrenzenden Judentum. Das Alte Testament begrenze das Heil exklusiv auf das Volk Israel und verwehre anderen Völkern den Zugang zu Gott. Juden

betrachteten andere Völker nicht nur als unrein, sie mieden auch die Begegnung mit Nichtjuden, besuchten nicht ihre Häuser und aßen nicht mit ihnen. Um das Land der Samariter machten sie einen weiten Bogen. Einen verletzten Ausländer am Wegesrand hätten sie nicht als ihren Nächsten betrachtet. Jesus dagegen durchbreche die Schranken der Fremdenfeindlichkeit, wenn er den Knecht eines römischen Hauptmanns heile und mit einer Samariterin rede. Petrus besucht mutig das Haus eines Römers und isst sogar mit ihm, was eine heilsgeschichtliche Revolution darstelle. Paulus hebe sogar in Gal 3,28 die Unterscheidung zwischen Juden und Nichtjuden grundsätzlich auf, so dass Israel seine Sonderstellung als erwähltes Volk verliert.

Dass die These vom jüdischen Heilsexklusivismus nicht stimmt, zeigt schon der Blick ins Alte Testament, in das Buch Ruth, das Buch Jona und die Verheißungen an Abraham und Jesaja. Prediger unterstellen deshalb dem Judentum der Zeit Jesu, diesen universalen Horizont des AT vergessen oder bewusst wieder eingeengt zu haben. Aber auch das lässt sich anhand von jüdischen Quellen nicht belegen. Die Existenz eines eigenen Vorhofs der Heiden im Jerusalemer Tempel zeigt, dass sogar der Tempelkult für Menschen anderer Völker offen stand. In jüdischen Quellen findet man viele Beispiele für gemeinsame Gespräche, gemeinsames Essen und gute Nachbarschaft von Juden und Römern oder Juden und Samaritern. Josephus berichtet ausdrücklich, dass der Weg durch Samaria für Juden aus Galiläa der übliche Weg nach Jerusalem war. Umgekehrt gilt für das Neue Testament: Der besondere Status des

Volkes Israel wird hier weder aufgehoben noch gemindert. Paulus wirbt sogar für die Beibehaltung der Beschneidung bei Judenchristen (Apg 16,3; 1 Kor 7,20). In Gal 3,28 hebt er die Unterscheidung von Juden und Nichtjuden ebenso wenig auf wie die Unterscheidung von Männern und Frauen.

3. Die Funktionalisierung antijüdischer Klischees in der christlichen Verkündigung

Man kann über einzelne Beobachtungen von Amy Jill Levine diskutieren und ihre Berechtigung in Frage stellen. Dazu muss man viele einzelne Texte noch einmal mit neuer Brille und vor dem Hintergrund jüdischer Quellen neu lesen, wofür hier kein Platz ist. Ganz sicherlich sollte man nicht den Fehler machen, alte Klischees durch neue zu ersetzen: "Juden waren nicht frauenfeindlich, sondern frauenfreundlich. Juden waren nicht gesetzlich, sondern gnädig. Juden waren nicht fremdenfeindlich, sondern weltoffen." Die historische Wahrheit ist vermutlich komplexer: Es gab frauenfeindliche und frauenfreundliche, fremdenfeindliche und weltoffene, gesetzliche und liberale Juden, so wie es all diese Schattierungen auch im Christentum gibt. In den allermeisten der genannten Fälle gibt es aber keinen Grund, "das Judentum" pauschal gegen "das Christentum" auszuspielen. Die Notwendigkeit, eine moralische oder religiöse Überlegenheit des Christentums gegenüber dem Judentum nachzuweisen, besteht überhaupt erst seit der Aufklärung. Denn sie wird erst dann notwendig, wenn man die heilsgeschichtliche Einzigartigkeit Jesu als Messias Israels und als Sohn Gottes aufgegeben hat und nach anderen Wegen

sucht, die Besonderheit Jesu oder des Christentums zu begründen. Wer dagegen davon überzeugt ist, dass der eine Gott Israels im Alten wie im Neuen Testament spricht und handelt, der sollte kein Problem damit haben, den Glauben des Judentums und den Gehorsam gegenüber Gottes Geboten als etwas Gutes und Richtiges anzuerkennen.

Viel spannender ist daher die Frage, warum christliche Predigten heute immer noch so viele antijüdische Klischees verwenden. Und das, obwohl diejenigen, die da predigen, sicherlich weder den traditionellen christlichen Antijudaismus noch den modernen politischen Antisemitismus teilen. Welche Funktion haben diese antijüdischen Klischees also in der christlichen Predigt? Die Antwort ist: Sie richten sich meistens gar nicht gegen Juden, so wie sich Blondinenwitze nicht gegen blonde Frauen richten. Die Juden stehen vielmehr meistens als Symbol für ganz andere Gegner: Für falsche Religiosität, für gegnerische christliche Gruppierungen, für "die Anderen" im Allgemeinen. Martin Luther zum Beispiel schrieb in seinem Kommentar zum Galaterbrief: "Unsere Juden, das sind die Katholiken".⁶ Heute sind es nicht mehr die Katholiken, sondern ganz andere Gegner. Mir sind, bei vielen Gemeindebesuchen und in vielen Podcast- und Onlineangeboten aus dem Umfeld des kirchlichen Pietismus, im Laufe der Jahre vor allem drei charakteristische Typen antijüdischer Klischees begegnet:

3.1. Der klassisch pietistische Typ

Für den klassisch pietistischen Predigttyp dienen die Juden als Code für den

unbekehrten oder nichterweckten Menschen. Für ein als tote Religion empfundenes kirchliches Namenschristentum. Hier wird vor allem auf das Klischee der jüdischen Werkgerechtigkeit zurückgegriffen, und es dient als Sprungbrett für die Verkündigung des reformatorischen Evangeliums von der Errettung allein aus Glauben und durch Gnade, nicht durch fromme Werke. Waren für Luther vor allem die Katholiken "unsere Juden", sind es für den frommen Pietisten die Namenschristen im Allgemeinen.

Natürlich spielt in dieser Predigt auch das Klischee der Ausgrenzung eine Rolle, sei es die Ausgrenzung der Unreinen, der Frauen oder der Fremden: Du musst keine Bedingungen erfüllen oder Leistungen erbringen, sondern bist aus Gnade angenommen! Die Gesetzlichkeit des Judentums wiederum steht für das Bemühen des religiösen Menschen, "ein guter Mensch zu sein", der Tempelkult als Bild für amtskirchliche Erstarrung. Das Bild vom fernen Gott des Judentums ist Bild für einen unpersönlichen Glauben an den "Herrgott", während Jesus die persönliche Herzensbeziehung zu Gott eröffnet. Der Vorhang falscher Religiosität, der die Menschen von Gott trennte, zerreißt und öffnet den Weg zu einer lebendigen, erweckten und pietistischen Frömmigkeit, wie man sie in der neutestamentlichen Urgemeinde zu finden meint. Der liturgische Tempelgottesdienst wird zur Räuberhöhle erklärt und ersetzt durch die bibellesende und frei betende Hausgemeinde.

Antijüdische Klischees vermeiden heißt für den klassischen Typus: Anerkennen, dass auch Juden lebendig glauben, nur in manchen Fragen anders als Christen.

Und lernen, dass für Jesus Liturgie und Herzensbeziehung, Glaube und Werke, äußere Form und innere Haltung sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen.

3.2. Der pietismuskritische Typ

Die schrittweise Überwindung des traditionellen christlichen Antijudaismus nach dem zweiten Weltkrieg hat dazu geführt, dass mehr und mehr Predigerinnen und Prediger versuchen, das Klischee vom "ungläubigen und verstockten Juden" zu vermeiden. Sie ersetzen es deshalb oft durch das Klischee vom "besonders frommen Juden": Juden werden gelobt für ihren Gesetzesgehorsam und ihre Frömmigkeit. Dann jedoch wird deutlich, dass diese Frömmigkeit in Wirklichkeit engstirnig, menschenfeindlich und verklemmt ist. Und der fromme Jude wird zum Sinnbild des frommen Pietisten. Frauenfeindlichkeit, angstbesetzte Reinheitsgebote und die Abgrenzung von der nichtjüdischen Welt werden als Spiegelbild pietistischer Frömmigkeit gedeutet. Oft getarnt als Selbstkritik am "eigenen Stall", zeigt der Finger dann aber doch am Ende meist auf "die Anderen". Nämlich, auf diejenigen Christen, die man als gesetzlicher, konservativer und engstirniger empfindet als sich selbst.

Jesus und Paulus dagegen bringen die Freiheit vom Gesetz, also auch von einem gesetzlichen Christentum. Die Liebe rückt an die Stelle der Gebote, der vermeintliche Bruch mit Sabbat-, Speise- und Reinheitsgeboten wird zum Paradigma für Grenzüberschreitungen und Normverschiebungen der Moderne. Eine rückständige jüdische Gebotsethik wird einer fortschrittlichen paulinischen Gewissens- oder Verantwortungsethik ent-

gegengestellt. Und die vermeintliche Aufhebung der biblischen Speisegebote in Apg 10 wird zum Symbol der Wandelbarkeit göttlicher Gebote und der Zeitbedingtheit biblischer Normen.

Eine pietismuskritische Predigt, die anti-jüdische Klischees vermeiden will, sollte anerkennen, dass nach dem heutigen Stand der Forschung im Neuen Testament weder von Jesus noch von Paulus biblische Gebote oder jüdische Gesetze gebrochen werden. Und sie muss lernen, dass schon das antike Judentum sich auf die Kunst der Schrifthermeneutik verstand: Nicht die Überschreitung oder Aufhebung von Geboten, sondern ihre jeweils neue Auslegung und Anwendung auf immer neue Situationen ist die jüdische wie auch die neutestamentliche Antwort auf die Herausforderung des geschichtlichen Wandels.

3.3. Der herrschaftskritische Typ

Ein dritter Typ antijüdischer Klischees entstand aus den Protestbewegungen der 1968er Jahre und gründet sich vor allem auf das Bild vom exklusiven und ausgrenzenden Judentum. Nicht die religiösen Fragen, sondern Fragen gesellschaftlicher Macht und Teilhabe stehen dabei im Mittelpunkt, sowie die Kritik an unterschiedlichen Formen gesellschaftlicher Ausgrenzung oder Unterdrückung: So steht die vermeintliche jüdische Frauenfeindlichkeit für alle Formen des Sexismus, die Reinheitsgebote sind Bild für die Ausgrenzung gesellschaftlicher Minderheiten. Die jüdische Abgrenzung gegenüber Nichtjuden ist Sinnbild für Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, die theologische Aufwertung des Landes ein

Bild für Kolonialismus und Imperialismus (in der Gestalt des Zionismus), die des Volkes ein Bild für falschen Nationalismus. Der Tempel dient als Bild für Kapitalismus und Ausbeutung.

Jesus und die ersten Christen dagegen sind das Sinnbild einer egalitären und herrschaftsfreien Gesellschaft, in der jeder dazugehört, Unterschiede von Glaube, Geschlecht, Klasse oder ethnischer Herkunft keine Rolle mehr spielen, ebenso wenig wie irdischer Besitz, Land oder Volkszugehörigkeit. Jüdische Identität löst sich auf in eine allgemeine Menschheitsidentität. Der vermeintliche jüdische Heilsexklusivismus, der natürlich als Sinnbild eines christlichen Exklusivismus dient, wird überwunden durch einen weltoffenen christlichen Heiluniversalismus, der nicht nur andere Völker, sondern auch andere Religionen einschließt.

Wenn der herrschaftskritische Typus anti-jüdische Klischees überwinden will, dann muss er sich neu den historischen Quellen zuwenden und Stereotype vom ausgrenzenden, fremdenfeindlichen, machthungrigen und exklusiven Judentum in Frage stellen. Er muss sehen, dass Modelle der Gütergemeinschaft auch in der jüdischen Welt existierten, dass Jesus sich mehr mit reichen Menschen als mit armen umgeben hat, dass viele Gleichnisse und Reden Jesu mit der Unterscheidung von "drinnen" und "draußen" enden, und dass Frauen auch im frühen Christentum alles andere als gleichberechtigt waren. Vor allem aber muss er lernen, dass die vielzitierte Botschaft "in Christus gibt es keine Juden mehr" (Gal 3,28), wenn

man sie so deutet, für jüdische Ohren kein erstrebenswertes Ziel, sondern ein bedrohliches Auslöschungsszenario darstellt. Wenn die Auflösung jüdischer Identität von Christen immer noch als Konsequenz des Evangeliums gefeiert wird, dann darf man sich nicht wundern, wenn jüdische Vertreter christliche Mission als einen "Holocaust mit anderen Mitteln" bezeichnen.

4. Fazit

"Gut gemeint, doch schlecht gemacht", heißt es in einem alten christlichen Schlager. Antijüdische Klischees in christlichen Predigten sind meistens weder böse gemeint, noch richten sie sich eigentlich gegen Juden. Vielmehr werden anti-jüdische Stereotype als kultureller Code benutzt, um die jeweils "Anderen" als böse darzustellen und die eigene Gruppe als überlegen. Damit jedoch tragen sie nicht nur zur Herabwürdigung von Jüdinnen und Juden, sondern auch zur weiteren Verbreitung und Festigung anti-jüdischer Stereotype in den Köpfen bei. Ungewollt machen sich die Predigenden damit zu einem Komplizen des neu erwachenden gesellschaftlichen Antisemitismus.

Eine sorgsame und differenzierte Beschäftigung mit den antiken Quellen, eine kritische Prüfung überkommener Predigerlegenden und veralteter Lexikoneinträge, eine anhaltende Beobachtung exegetischer Forschung, aber auch der lebendige Austausch mit jüdischen Gesprächspartnerinnen und -partnern, oder zumindest die Konsultation jüdischer Internetseiten, Lexika und Fachbücher, kann dabei helfen, hartnäckige Vorurteile und Klischees zu überwinden. Pauschalisierungen sollten vermieden

werden. Statt "Die Juden dachten damals, dass..." reicht es häufig, zu formulieren: "In diesem Text gibt es einige Gegner, die...". Statt "Juden glaubten dies oder das", ist es meistens richtiger zu sagen: "Es gab manche Juden, die glaubten dies. Andere glaubten aber auch das."

Natürlich kann es nicht darum gehen, alle Unterschiede und Konflikte zwischen Judentum und Christentum einzuebnen. Aber ein Vermeiden von falschen Gegensätzen, von Klischees und Stereotypen, kann dabei helfen, die wirklich relevanten Differenzen besser zu erkennen und zu benennen. Das ermöglicht einen ehrlichen Dialog miteinander, in dem nicht einer den anderen herabwürdigt, sondern beide Seiten voneinander lernen können. In dem es nicht um den Nachweis der Überlegenheit geht, sondern um die gemeinsame Suche nach der Wahrheit.

Anmerkungen

¹ Gerhard Kittel, Die Judenfrage (Stuttgart 1933), 56. Die folgenden Zitate ebd., 14 und 74.

² Gerhard Kittel, "Meine Rechtfertigung" (1946), jetzt hg. von Matthias Morgenstern und Alon Segev, Gerhard Kittels Verteidigung (Berlin 2019), 129. Zitate im Folgenden ebd., 137, 40, 115, 87, 28, 150 und 52.

³ Andreas Zick, Beate Küpper, Andreas Hövermann: Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung (Berlin 2011), 31-43

⁴ Die komplexe Frage nach Antijudaismus im Neuen Testament ist wichtig und zentral. Sie ist aber nicht Thema dieses Artikels und wird deshalb hier nicht vertieft.

⁵ Eine ausführliche exegetische Prüfung der jeweiligen Klischees anhand von jüdischen Quellen und neutestamentlichen Texten ist hier nicht möglich. Ich verweise auf die erwähnte jüdisch kommentierte NT-Ausgabe sowie auf Guido Baltes, Jesus der Jude (Marburg 2012) und Paulus: Jude mit Mission (Marburg 2016).

⁶ Kommentar zum Galaterbrief '(1532), WA 40/1, 336.



Guido Baltes (Jg. 1968) ist verheiratet mit Steffi und Pfarrer der EKKW. Er arbeitet als Dozent für Bibel und Verkündigung am MBS Bibelseminar (Marburg) und ist Lehrbeauftragter für Neues Testament an der Philipps-Universität Marburg und der EH Tabor.

Jesus irritiert und fasziniert Heiden wie Juden - damals und heute

Rainer Riesner

Auch Theologen können die Welt bewegen – im Guten wie im Schlechten. Zwei der einflussreichsten Theologen aller Zeiten stammten aus Sachsen. Der eine ist allen bekannt: Martin Luther. Ohne seine Neuentdeckung der befreienden biblischen Botschaft würde nicht nur die Christenheit, sondern auch die Welt anders aussehen. Dass sich Menschenrechte und Demokratie in vielen Ländern durchgesetzt haben, hängt sicher nicht ausschließlich, aber auch mit der Reformation zusammen. Der andere Theologe ist heute nur noch den allerwenigsten bekannt, obwohl er ebenfalls weltweite Auswirkungen hatte.

Bis vor dreißig Jahren war es in der DDR staatlich verordnete Lehre, dass Jesus nie gelebt habe. In kommunistischen Ländern wie China gilt diese Behauptung offiziell bis heute. Wie kam es dazu? Der sächsische Theologiestudent Bruno Bauer (1809-1882) war ursprünglich ein frommer Christ. Aber unter dem Einfluss des aus Württemberg stammenden Philosophen Hegel begann er, an der Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments zu zweifeln. Bauers Ansichten, die er in dicken, schier unlesbaren Wälzern niedergelegt hat, würden heute allenfalls noch ein paar Fachleute kennen. Aber im Wintersemester 1841/42 gehörte zu den wenigen Hörern des Privatdozenten Bauer an der Universität Bonn einer,

der Weltgeschichte schreiben sollte: Karl Marx. Beide haben sich politisch bald zerstritten, denn Bauer wandelte sich vom Linkshegelianer zum Bewunderer des preußischen Staates. Unter einem Pseudonym schrieb Bauer antisemitische Artikel für die nicht nur politisch, sondern auch theologisch konservativ eingestellte „Kreuzzeitung“. Es blieb leider nicht das einzige Beispiel für ein verhängnisvolles Bündnis zwischen manchen Frommen und autoritären Antisemiten in Vergangenheit und Gegenwart. So scharf Marx seinen ehemaligen Lehrer Bauer sonst kritisierte, dessen Behauptung, dass Jesus eine bloß erdichtete Gestalt sei, hat er beibehalten.

In der heutigen wissenschaftlichen Debatte ist das kaum noch eine Außenseitermeinung. Der jüdische Historiker Flavius Josephus (37 bis ca. 100 n. Chr.) erwähnt Jesus zweimal in seiner Geschichte des Jüdischen Volkes (*Antiquitates Judaicae* XVII 63-64; XX 200). Schon allein das spricht gegen Jesus als ein bloßes Phantasieprodukt. Auch gegenüber der geschichtlichen Glaubwürdigkeit der Evangelien sind gegenwärtig viele Forscher wieder positiver eingestellt als zu den Hochzeiten der Bultmann-Schule. Ich selbst wurde Mitherausgeber einer internationalen Zeitschrift mit dem Titel „Journal for the Study of the Historical Jesus“. Einige der anderen Mitherausgeber waren jüdische

und sogar atheistische Forscher, aber alle einte die Überzeugung, dass wir eine ganze Menge über Jesus wissen können.

Aber warum werden nicht alle jene Wissenschaftler, die sich so intensiv mit Jesus befassen, gläubige Christen? Diese Frage ist im Grunde genommen nicht neu. Einer, der auch viel von Jesus mitbekommen hatte, war der schriftgelehrte Priestersohn Johannes der Täufer. Aber als dieser eindrucksvolle Umkehrprediger vom Tetrarchen Herodes Antipas in Festungshaft genommen wurde, da ließ er Jesus die Frage ausrichten: „*Bist du es, der da kommen soll oder sollen wir auf einen anderen warten?*“ (Mt 11,3). Johannes war sich nicht mehr sicher, ob Jesus wirklich der von ihm angekündigte Messias war. Einer der Gründe bestand wohl darin, dass Jesus die Erwartungen von Johannes scheinbar nicht erfüllte. Der Täufer hatte den machtvollen Menschensohn-Weltenrichter angekündigt (Dan 7,13), der alles Unrecht wie Spreu mit Feuer verbrennen würde (Mt 3,12). Und nun saß Johannes selbst im Gefängnis. Viele zweifeln auch heute an Jesus, weil er nicht ihren jeweiligen Wunschvorstellungen entspricht.

Jesus hat dem Täufer damals als Antwort ausrichten lassen: „*Sagt Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt; und glücklich ist, wer nicht an mir Anstoß nimmt*“ (Mt 11,4-6). Johannes war aufgefordert, das Wirken Jesu mit solchen Prophetien des Alten Testaments zu vergleichen, wie sie unter anderem in der essenischen Gemeinschaft von Qumran lebhaft erörtert wurden, wie ein Text von dort zeigt (4Q521). In Jesaja 35,4-6 heißt

es: „*Seht, da ist euer Gott! Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet. Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch*“. Jesus hat also mit seinem Handeln verwirklicht, was in diesem Prophetenwort von Gott selbst erwartet wird. Und darum entschied sich der Glaube des Johannes an der Person Jesu selbst: „*Glücklich ist, wer nicht an mir Anstoß nimmt!*“

Die heute in der neutestamentlichen Wissenschaft am meisten verbreitete Ansicht sieht in Jesus einen frühjüdischen Reformpropheten. Darauf können sich liberale Christen, Juden und Muslime verständigen. Für orthodoxe Juden bleibt allerdings das Kreuz die Irritation, die Jesu Messianität zu widerlegen scheint. Die Bezeichnung Jesu als Prophet ist nicht falsch, er hat selbst diese Funktion für sich in Anspruch genommen (Mk 6,4). Aber schon seine Antwort an den Täufer deutet an, dass diese Charakterisierung nicht ausreicht. Kein alttestamentlicher Prophet hätte die Entscheidung zwischen Glauben und Unglauben so an seine eigene Person binden können, wie es Jesus getan hat. Was seine Anhänger und Anhängerinnen dann nach Karfreitag erlebt haben, zeigte ihnen vollends, dass er mehr war als ein Prophet, ja selbst mehr als ein rein menschlicher Messias. Stephanus und Paulus sahen Jesus in himmlischem Lichtglanz als den Weltenherrscher zur Rechten Gottes erhöht (Apg 7,55-56; 9,3-5). Die Aussage des Konzils von Chalcedon (451 n.Chr.), dass Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott ist, hat Martin Luther im Kleinen Katechismus bewusst aufgenommen. Und in der Tat ist dieser Glaubenssatz nicht erst eine Spekulation von spitzfindigen griechischen

Theologen des vierten Jahrhunderts. Zu dieser Einsicht wurden durch die Begegnung mit dem auferstandenen Jesus schon fromme jüdische Menschen überwunden, für die das Bekenntnis zum einen einzigen Gott selbstverständlich war (Joh 20,28).

Gerade weil es Jesus zutreffend beschreibt, dass er wahrer Mensch und wahrer Gott ist, fasziniert und irritiert er bis heute. Viele sind schon allein von seiner menschlichen Person angezogen. Gewaltlosigkeit, Hinwendung zu Ausgegrenzten und Furchtlosigkeit gegenüber Mächtigen beeindrucken auch moderne Menschen. Aber viele irritiert ebenso, dass Jesus mehr sein wollte als der Lehrer einer neuen Moral. Andere können sich nicht vorstellen, wie einer Gott sein soll, der am Kreuz verblutete. Aber Jesus ist gerade durch die scheinbaren Gegensätze, die er in sich vereint, einzigartig. Religionen und Weltanschauungen neigen dazu, Götter zu vermenschlichen und Menschen zu vergöttern. Als Christen kennen wir einen Gott, der in Jesus Mensch wurde, geschichtlich konkret als einer, der im ersten Jahrhundert von einer jüdischen Mutter geboren wurde (Gal 4,4). Näher konnte uns Gott nicht kommen.

Nirgends wird die Menschlichkeit Jesu deutlicher als bei seinem Leidensweg, auf dem er wie Tausende andere Verrat, Entwürdigung, Folter und Hinrichtung erfahren hat. Wir müssen zwar darauf hinweisen, dass es Menschen sind, die das einander antun. Aber wir haben letztlich keine schlüssige Erklärung, warum Gott es zulässt. Wir können gegen diese Irritation nur bezeugen, dass wir an einen Gott glauben, der dem Elend der Welt nicht aus erbahener

Höhe zusieht, sondern es selbst bis in die tiefste Tiefe durchlitten hat. Jesus war aber kein tragisch gescheiterter Märtyrer für eine Idee. Durch seine Auferweckung aus dem Grab hat Gott, der Vater, Jesus als seinen Sohn ins Recht gesetzt und die Allmacht des Todes gebrochen (Apg 2,22-24). Kreuz und Auferstehung Jesu zeigen uns einen Gott, der menschlich, aber nicht machtlos ist.

Es war ganz im Sinne Jesu, dass die Jerusalemer Urgemeinde unter der Leitung des Petrus erst dem Volk Israel aufs Neue die Möglichkeit zur Umkehr angeboten hat (Apg 2,36-41). Aber Jesus war als der Menschensohn und Gottesknecht für „die Vielen“ gestorben (Mk 10,45) und das schloss die Heidenvölker ein. Es ist für Gläubige immer wieder schwer, aus eingefahrenen Geleisen herauszukommen und dem weitergehenden Wirken Gottes zu folgen. Es brauchte die Berufung des Paulus, damit die Mission unter den Nichtjuden wirklich in Gang kam. Als sie dann am Ende der 50er Jahre des ersten Jahrhunderts durch sein weit ausgreifendes apostolisches Wirken an Fahrt aufnahm, zeigte sich gleich die nächste Bedrohung.

Zuerst hatte sich eine Mehrheit der Gläubigen aus dem Judentum schwer damit getan, Nichtjuden als vollgültige Mitglieder des neuen Gottesvolkes anzuerkennen, ohne von ihnen die Einhaltung der ganzen Torah einschließlich der rituellen Gebote zu verlangen (Apg 15,1-5). In der galatischen Krise um das Jahr 48 n.Chr. herum musste Paulus mit aller Leidenschaft, zu der er fähig war, um den Platz der Heidenchristen im Gottesvolk kämpfen. Der Galater-Brief ist ein dramatisches Zeugnis dafür. Als der

Apostel im Frühjahr 57 seinen Brief an die Christengemeinden in der Reichshauptstadt Rom schrieb, hatte sich die Situation grundlegend geändert. Nun wollten die Heidenchristen, die dort inzwischen zur Mehrheit geworden waren, jüdische Gläubige zur Aufgabe ihrer Lebensweise veranlassen oder sie andernfalls nicht als vollgültige Glaubensgeschwister anerkennen. Nun musste Paulus für den Platz konservativer Judenchristen in der Gemeinde Jesu Christi kämpfen.

Insgesamt fünf lange Kapitel des Römerbriefs sind diesem Ringen gewidmet. In Römer 9–11 wies Paulus auf die bleibende Erwählung Israels durch Gott hin, auch wenn in der Gegenwart des Apostels nur ein kleiner Teil an Jesus als den verheißenen Messias glaubte, so wie auch schon in alttestamentlicher Zeit die bundestreuen Israeliten eine Minderheit waren (Röm 11,1-5). In Römer 14–15 geht es um das Recht auf eine jüdisch-konservative Lebensweise innerhalb der Jesus-Bewegung. Vor dem Zweiten Weltkrieg haben Vorlesungen über den Römer-Brief oft mit Kapitel 8 abgeschlossen. Das war verhängnisvoll, denn so fehlte ein schützender Damm gegen den überbordenden Antisemitismus. Heute haben Christen aus dem Bereich des Pietismus und Evangelikalismus erfreulicherweise ein positives Verhältnis zum Judentum und zum Staat Israel. Aber auch hier kann es zu gut gemeinten Überreaktionen kommen. Jesus hat um den Glauben seines geliebten Volkes Israel gerungen, aber die Zeloten, welche die Landverheißung über alles stellten, hat er eindringlich vor ihrem Weg gewarnt (Lk 13,1-3).

Es gehört zu den besonders hellen Seiten des frühen Pietismus, dass durch Philipp Jakob Spener (1635-1705) und Nikolaus von Zinzendorf (1700-1760) mit Berufung auf das biblische Zeugnis ein liebevolleres Verhalten gegenüber jüdischen Menschen eingefordert wurde, als es bis damals üblich war. Ein Theologe der Erweckungsbewegung wie Franz Delitzsch (1813-1890) hat durch die Gründung einer wissenschaftlichen Institution zur Erforschung des Judentums viel für ein wahrheitsgetreues Bild getan. Ein heilsgeschichtlicher Theologe und überragender judaistischer Fachgelehrter wie Hermann Leberecht Strack (1848-1922) war ein energischer Gegner des Antisemitismus, wie er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich leider auch in pietistischen Kreisen durch den Hofprediger Adolf Stoecker (1835-1909) zu verbreiten begann. Dagegen konnten jene Christen, die in der Mission unter jüdischen Menschen gewirkt haben, keine Antisemiten sein.

Christen stehen nach dem Grauen der Schoa heute unter der Verpflichtung, für das Existenzrecht des Staates Israel als der einzig sicheren Heimstatt für das jüdische Volk einzutreten. Das ist aber nicht dasselbe wie die kritiklose Unterstützung von politischen Entscheidungen, die wechselweise von der Hälfte der israelischen Bevölkerung abgelehnt werden. Es ist ebenfalls unbedingt nötig, gegen Rechtsextremismus und Islamismus ein angstfreies Leben jüdischer Menschen in Deutschland zu verteidigen. Genauso groß ist aber auch die Verpflichtung, jene jüdischen Geschwister in ihrem Zeugnis zu unterstützen, die an Jesus als den Messias Israels glauben, denn so schrieb der Apostel über die damaligen

messianischen Juden: „Ist die Erstlingsgabe vom Teig heilig, so ist auch der ganze Teig heilig, und wenn die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig“ (Röm 11,16).

Rainer Riesner (Jg. 1950) war bis 2013 Professor für Neues Testament an der Universität Dortmund und lehrt zur Zeit am Albrecht-Bengel-Haus in Tübingen.



Buchrezension

Rainer Riesner, Messias Jesus – Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung

Rainer Riesner ist mit diesem Buch eine gute und verständliche Abhandlung über die aktuelle Jesus-Forschung gelungen. Man spürt beim Lesen, dass er sich viele Jahrzehnte diesem Thema gewidmet hat und sich in den unterschiedlichsten Bereichen sehr gut auskennt. Gerade hat er für dieses Buch den Franz-Delitzsch-Preis erhalten.

Riesner geht am Leben von Jesus entlang, so wie wir es in den vier Evangelien beschrieben finden. Beginnen tut er allerdings mit der Geschichte der Verheißungen und Hoffnungen auf den Messias – vom AT bis zur Zeit Jesu. Das ist die Grundlage für das Verstehen und Bewerten vom Auftreten von Jesus. Das spiegelt sich dann auch in den Worten und Taten von Jesus wider. Riesner greift die Worte von Jesus auf und erläutert ihre Botschaft in der jeweiligen Lebens- und Wirkenszeit von Jesus. Dabei nimmt er auch auf archäologische Funde Bezug, die das Gesamtbild unterstreichen. Die vier

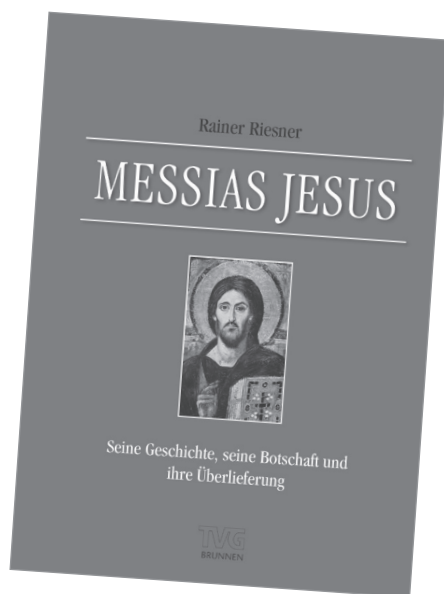
Evangelien bieten uns von daher gesicherte und zuverlässige Informationen über den historischen Jesus.

Insgesamt 15 große und ausführliche Kapitel hat dieses Buch. Angefangen von den „Verheißungen und Hoffnung auf den Messias“, über das „Leben von Jesus“ (von der Familie, seiner Berufung, den Anfängen bis zu den Prozessen und dem „Freispruch“, d.h. dem leeren Grab und der Auferstehung), bis hin zur Beschreibung der „Überlieferung und Entstehung der Evangelien“. Das letzte Kapitel beschreibt in einem guten Überblick die „Erforschungsgeschichte der Evangelien“. Zusätzlich hat Rainer Riesner viele Exkurse eingefügt, in denen die Forschungsergebnissen zu verschiedenen wichtigen Orten des Lebens von Jesus dargestellt werden und auch wichtige Begriffe erörtert werden. Und es gibt einige Anhänge und Register, so dass dieses Buch einen sehr guten Ein- und Überblick über

die aktuelle Jesus-Forschung darstellt. Es ist gut lesbar, also für jeden geeignet, der sich ein genaueres Bild über den „Messias Jesus“ machen will. Rainer Riesner ist es gelungen, den „Messias Jesus“ sowohl wissenschaftlich gut darzustellen, wie auch die Bezüge zu unserem alltäglichen Glauben aufzuzeigen. Ein gewinnbringendes Buch, von dem man viel für sich lernen und einüben kann.

Christoph Reumann

560 Seiten, gebunden, 58 EUR
TVG, Brunnen-Verlag, 1. Auflage 2020



Aus der Geschäftsstelle

Liebe Schwestern und Brüder,

kurz vor unserem Umzug nach Nürnberg schreibe ich diese Zeilen zwischen gepackten Kisten. In den letzten Wochen erschien immer mal wieder ein Text des 2005 verstorbenen Kabarettisten Hans Dieter Hüsch unter der Losung. Er hat in vielen Texten in einer – wie ich finde – sehr feinen Art seinen persönlichen Glauben verarbeitet. So hat mich der Text unter der Losung vom 5.8. besonders angesprochen. „Gott, der Herr, mache uns wieder anfällig für seine Geschichte...“ Dieses „mach uns anfällig“ fand ich bemerkenswert. Das Wort „anfällig“ wird normalerweise gebraucht, wenn es um Mückenstiche, Zeckenbisse, blaue Flecken oder Depressionen geht. Alles

Dinge, die man eigentlich nicht braucht. Hier geht es ums „wieder anfällig werden“ für Gottes Geschichte, die tröstet, hoffen lässt, Mut macht! Geschichte ist das, was geschehen ist. In dieser geschehenen Zeit wird Gottes Handeln sichtbar. Dies wird natürlich erst im Rückspiegel sichtbar. Davon wussten schon die Autoren der Geschichtsbücher der Bibel, die diese als „frühe Propheten“ bezeichneten. Immer wieder wird an Gottes Befreiungshandeln in der Geschichte Israels erinnert. Auch wir können ganz persönlich erleben, wie etwas, was „menschlich gesehen“ sich als verfahrenere Situation darstellt, am Ende von Gott in Segen gewandelt wird. Ich wünsche

uns allen ein immer wieder neu Entdecken von Gottes lebendigem Handeln, auch in unserer Lebensgeschichte. Und daraus darf Zuversicht für die Zukunft und Vertrauen für die jeweilige Gegenwart erwachsen.



Johannes Ott
Geschäftsführer
RGAV

Herzlich grüßt
Johannes Ott

Bitte beachten Sie die neue Adresse der RGAV Geschäftsstelle ab Sept. 21
Schonhoverstraße 5, 90409 Nürnberg

Viele Emailadressen unserer Mitglieder sind nicht mehr aktuell oder bei uns nicht registriert. Bitte denken Sie daran, Änderungen der aktuellen Emailadresse an die Geschäftsstelle zu senden: ott@rgav.de Mit dem Zusenden der Email ist für uns die Erlaubnis verbunden, künftig kurzfristige Informationen und Einladungen der RGAV über diesen Weg zu versenden.

Zur komfortablen Suche in den Heften empfehlen wir unsere CD "50 Jahre akzente für Theologie und Dienst".

Termine, die man sich vormerken sollte:

KOINONIA – Das Hauptamtlichenforum

- 28.–31.03.2022 Bad Blankenburg



Wir gratulieren

(soweit uns bekannt)

Zur Silbernen Hochzeit

am 20.7. Christoph und Bärbel Reumann
aus Bad Bergzabern

am 24.8. Holger und Dorothea Kosir
aus Staßfurt

Zur Goldenen Hochzeit

am 09.6. Hartmut und Gudrun Brack
aus Plettenberg

am 07.8. Ludwig und Margit Mantei
aus Pulsnitz

am 14.8. Herbert und Johanna Reber
aus Schmalkalden

Zur Diamantenen Hochzeit

am 03.6. Adolf und Ruth Hoffmann
aus Annaberg-Buchholz

am 22.7. Alfred und Rosemarie Sommer
aus Melsungen

am 19.8. Herbert und Helene Bunk
aus Bernau

Zur Eisernen Hochzeit

am 31.8. Wilhelm und Martha Kunz
aus Denkendorf

am 15.9. Manfred und Inge Weiß
aus Wolkenstein

Wir wünschen für den Festtag und den
weiteren gemeinsamen Weg Gottes Segen
und grüßen mit Psalm 84, 12: „**Gott der
HERR ist Sonne und Schild, der
HERR gibt Gnade und Ehre.**“



In den vergangenen Wochen wurden uns folgende Heimgänge bekannt:

† am 16.06.2019

Emil Geigle aus Bad Doberan

* 09.12.1934

† am 26.02.2021

Christa Geigle aus Bad Doberan

* 25.07.1929

† am 25.02.2021

Herbert Keller aus Burg

* 25.07.1929

**Wir wünschen den Angehörigen
Trost und Hoffnung mit dem Bibel-
wort aus Hebräer 13,8:
“Jesus Christus gestern und heute
und derselbe auch in Ewigkeit.“**